



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 14, Nr. 2 February 15, 1961

Köln: Bund-Verlag, February 15, 1961

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

aufwärts 2

Köln, 15. Februar 1961 · 14. Jahrgang · Preis 30 Pfennig · G 1394 E



Winter im Zoo

Comet-Foto



Vor zehn Jahren starb Hans Böckler

Hans Böckler mit seiner tapferen Lebensgefährtin

Hans Böckler wurde am 26. Februar 1875 als Sohn eines Fuhrmannes in Trautskirchen in Mittelfranken geboren. Er starb am 16. Februar 1951 in Köln.

Hans Böcklers Leben umspannte drei Stadien der deutschen Gewerkschaftsgeschichte.

Als der 19jährige Goldschläger im Jahre 1894 in Fürth dem Deutschen Metallarbeiterverband beitrug, befand sich die junge Gewerkschaftsbewegung in ihren Anfängen. Es gab keine Lohnstarfe, es gab keinen 8-Stunden-Tag, keine Betriebsräte und keinen gesetzlichen Arbeitsschutz. Damals mußte noch um das primitivste Koalitionsrecht der Arbeiterschaft gekämpft werden.

1903 begann Hans Böckler seine hauptamtliche Tätigkeit als Sekretär des Deutschen Metallarbeiterverbandes. 1927 nahm er von der hauptamtlichen Tätigkeit beim Deutschen Metallarbeiterverband Abschied und wurde zum Bezirkssekretär des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes gewählt. 1928 wurde er auch Mitglied des Deutschen Reichstages.

Das zweite Stadium von Hans Böcklers Wirken fiel mit jener Etappe deutscher Geschichte zusammen, die durch den Zusammenbruch des ersten Weltkrieges und seine Folgewirkungen gekennzeichnet war. Die Gewerkschaften wurden aner-

kannt, zunächst von den Unternehmern selbst, die eine Zusammenarbeit mit ihnen in der Zentralarbeitsgemeinschaft direkt suchten, dann aber auch vom Staat.

Das Koalitionsrecht war in der Weimarer Republik unbestritten; der 8-Stunden-Tag proklamiert – Errungenschaften, um die die Gewerkschaften jahrzehntelang gekämpft hatten. Diese Erfolge blieben aber im Sozialpolitischen stecken. Es kam nicht zu einer tiefergehenden gesellschaftlichen Reform.

In diese Epoche fiel auch eine Episode, die für Hans Böcklers spätere Zielsetzungen bestimmend blieb. Als gewerkschaftlicher Sekretär der Zentralen Arbeitsgemeinschaft – er bekleidete dieses Amt vom 15. November 1918 bis zum Jahre 1920 – hatte Hans Böckler erlebt, wie entgegenkommend die Unternehmer sein konnten, wenn sie die Gewerkschaften beim Wiederaufbau brauchten und wie schnell sie auf der anderen Seite Zusagen vergaßen oder beiseite schoben, wenn sie sich wieder stark genug fühlten.

Die großen Versprechungen der Weimarer Verfassung auf wirtschaftliche Mitbestimmung und Überführung der Grundstoffindustrie in die Gemeinwirtschaft blieben unerfüllt. Es war gerade darum eine der großen tragenden Erkenntnisse Hans Böcklers aus der Weimarer Republik, daß die Gewerkschaftsbewegung ein maßgeblicher Faktor in der Gestaltung des gesamten wirtschaftlichen Geschehens bleiben müsse.

Es war Hans Böckler, der uns immer wieder darauf hingewiesen hat, daß es zwar möglich war, in der Weimarer Republik wichtige soziale Neuordnungen einzuführen, es aber nicht gelang, die große Macht der Schwerindustrie und der Monopole sowie tragende Gruppen des Finanzkapitals und entscheidende Kräfte der Regierungsbürokratie demokratisch zu beeinflussen. Dieses Erleben bestimmte Hans Böckler zu der Überzeugung, daß die Menschenrechte der Arbeitnehmer ohne eine Neuorganisation der Wirtschaftsgrundlage, ohne eine neue Wirtschafts- und Sozialverfassung nicht gesichert werden können.

Hans Böckler hatte nicht vergessen, daß es Menschen wie Stinnes, Kirdorf und Hugenberg waren, die die Voraussetzungen für die Zentrale Arbeitsgemeinschaft schufen, diese Gewerkschaftsarbeit aber einseitig aufkündigten, als der gewerkschaftliche Mohr seine Schuldigkeit getan hatte. Es war derselbe Kirdorf, der später einer der aktivsten Unterstützer der Nazibewegung wurde; es war der gleiche Hugenberg, der in der Harzburger Front mit den Nationalsozialisten sein Bündnis geschlossen hat.

Diese Jahre formten den Menschen und Gewerkschaftler Hans Böckler; sie formten in ihm die neue Konzeption einer Gewerkschaftsbewegung, die den großen Aufgaben gewachsen sein sollte, die nach dem Zusammenbruch des 3. Reiches vor uns standen.

Bundesjugendplan 1950 und heute

Vielleicht versuchen wir einmal, auf einige Minuten – so lange das Lesen dieses Berichtes dauert – unsere wirtschaftswunderliche Gesinnung zu beurlauben. Wie war das damals? Zahlen sprechen für uns vielleicht heute noch am deutlichsten. Der Krieg hatte uns eine Erbschaft von eineinhalb Millionen Waisenkindern, 1,4 Millionen jugendlicher Flüchtlinge, mehr als eine Million Jugendliche aus zerrütteten oder geschiedenen Ehen, eine um 100 Prozent erhöhte Jugendkriminalität, mehrere Millionen Kinder kriegsversehrter Väter, eine unverhältnismäßig hohe Zahl von unehelichen Kindern und eine verdoppelte Säuglingssterblichkeit hinterlassen.

Das muß man sich denken auf dem Hintergrund zerstörter Wohnungen, zerstörter Schulen und Jugendheime und einer Lebensmittelversorgung, bei der man gerade am Verhungern vorbeikam. Zerstörte Betriebe und Demontagen riefen Arbeitsplatz- und Lehrstellenmangel hervor, mehr als eine Viertel-million Jugendlicher streunte auf den Landstraßen.

Die Hauptlast dieser unvorstellbaren Jugendnot hatten die Gemeinden und Länder zu tragen. Die Währungsreform brachte eine gewisse Besserung und mit der Errichtung der Bundesrepublik konnte man daran gehen, Maßnahmen von einer Zentralinstanz aus zu steuern. Es galt, den Jugendlichen – 1950 waren mehr als 500000 Jugendliche ohne Lehr- und Arbeitsstelle – Beschäftigungs- und Ausbildungsstätten und Wohnmöglichkeiten zu schaffen, die Waisen, Familienlosen und Flüchtlinge waren in Gemeinschaften einzuführen, die man aber erst bilden mußte. Die streunenden Jugendlichen mußten von den Landstraßen geholt, behaust und zur Arbeit befähigt werden.

Ein Teil dieser Aufgaben hatten die Kommunen und Länder schon in Angriff genommen, so daß es nicht notwendig war, Neues zu schaffen, sondern zu koordinieren und zu verteilen, was da war.

Zu diesem Zweck wurde vor zehn Jahren der erste Bundesjugendplan vom Bundestag verabschiedet. Im Vordergrund seiner Aktivitäten stand die Jugendfürsorge. Dennoch war ein starker Impuls, die Jugend am Aufbau des neuen Staates zu interessieren und mit ihm zu verbinden, die Jugend, deren Zukunftshoffnungen, deren Vorstellungen von einer Gesellschaft, in der sie ungehindert eigene Ziele finden und ihnen nachstreben konnten, völlig zerstört waren. Wir können uns heute nicht mehr vorstellen, daß der Gedanke der europäischen Einigung große Strahlkraft für die Jugend besaß. Deshalb standen die Aktionen des Bundesjugendplanes unter der Leitidee: „Junges Europa“, „Junger Bürger im freien Staat“ und „Lebensraum für die Jugend“.

Heute, nach zehn Jahren, können wir sagen, daß die damals herrschende Jugendnot beseitigt ist. Es stehen fast so viele Lehrstellen leer, wie 1950 gesucht wurden. Es hat sich alles „normalisiert“. Damit ist die zweite Aufgabe des Bundesjugendplans: die Jugendpflege zur Hauptaufgabe geworden. 1950 wurden die Jugendverbände befähigt, die Jugendlichen in ihnen gemäßer Weise mit den gesellschaftlichen, politischen, kulturellen und religiösen Problemen vertraut zu machen. Auch hier ist der Erfolg nicht ausgeblieben.

Dennoch sind heute die Aktivitäten zerstreut. Es steht nicht mehr die drängende Jugendnot als einigender Impuls hinter allen Maßnahmen. Es ist alles ein wenig zur Routine geworden. Die noch immer notwendige Betreuung der Zonenflüchtlingsjugend wird besorgt, ohne daß es gelungen ist, die Rückwanderungsbewegung, die unter der Jugend am stärksten ist, zu stoppen. Gewiß existieren da und dort Gemeinschaften und Gruppen, die es verstanden haben, jugendgemäße Lebens- und Geselligkeitsformen für die nach 1945 Geborenen zu entwickeln, ihre politische Aktivität zu wecken, sie zu bilden. Sind aber die wirklichen Probleme dort erkannt, wo weiterhin koordiniert die finanziellen Mittel verteilt werden?

Seit 1957 ist das Bundesfamilienministerium federführend für den Bundesjugendplan. Ein Lieblingsprogramm von Minister Würmeling ist „Erziehung zu Ehe und Familie“. Das ist gewiß wichtig. Aber immer noch ist der Schritt von der Schule zum Beruf das einschneidendste und nicht selten zerstörende Ereignis im Leben der Jungen und Mädchen. Viele Befragungen haben das ergeben.

Wäre es nicht wichtiger, mehr Nachdruck auf die Vorbereitung für den Beruf zu legen, den Abgrund zwischen Schule und Familie und Eintritt in das Berufsleben zuzuschütten? Mit unserem Hang zur Idylle, der in unseren gesellschaftlichen Vorstellungen vorherrscht, erreichen wir, daß die echte Jugendnot, die immer noch Jugendberufsnot ist, nur anders als 1950, veruscht wird, ohne aufgehoben zu sein. Und das ist nicht nur traurig, sondern auch gefährlich.

Annemarie Zimmermann

„aufwärts“, illustrierte Zeitung des Deutschen Gewerkschaftsbundes für junge Menschen. Erscheint im **Bund-Verlag GmbH., Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf. Verantwortlich für Inhalt und Gestaltung: Hans Dohrenbusch. Tel. 83881.** „aufwärts“ erscheint monatlich einmal. Bestellung durch die Post. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich **1,15 DM** einschließlich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden. Kupfertiefdruck: **DuMont Presse, Köln.**



Im Kreis der Jugend

Fotos: Udo Hoffmann

Das war der Beginn der dritten Epoche der deutschen Gewerkschaftsgeschichte, die durch Hans Böckler und sein Wollen repräsentiert wird. Wer Böckler in diesen Jahren unvoreingenommen begegnete, der stand bewegt vor den menschlichen Werten, vor der Entschlossenheit und auch vor der Härte im Wollen, die die Persönlichkeit Hans Böcklers ausstrahlte.

Hans Böckler genoß sofort eine außerordentliche Autorität unter allen Kollegen, die gemeinsam mit ihm arbeiteten.

Diese außerordentliche Autorität beruhte nicht nur auf der Entschlossenheit und der Klugheit seiner Persönlichkeit. Es gibt eine Anzahl Gewerkschafter, die eine berechnete Autorität aus der Vertrauensbasis ihrer Mitgliedschaft haben. Es gibt aber wohl keinen in unserer Zeit, bei dem dieses Vertrauen so absolut gewesen ist. Hier ist Hans Böckler zwei anderen großen Führern der freien und christlichen Gewerkschaftsbewegung gleichzustellen: Karl Legien und Adam Stegerwald. Mit Karl Legien und Adam Stegerwald gehört Hans Böckler zu dem großen Dreigestirn, auf das die deutsche Gewerkschaftsbewegung besonders stolz sein kann.

Hans Böcklers Autorität war keine angemaßte, sie war in jeder Beziehung und in jeder Situation moralisch legitimiert.

Hans Böckler stellte keine Führungsansprüche, denn er hatte ein Mandat zur Verfügung. Solche Typen und solche Persön-

lichkeiten sind nur möglich auf der Grundlage einer selbstgelebten Demokratie.

Hans Böcklers Leben, sein Beruf und sein persönlicher Stil, waren demokratisch. Sein Freund Kurt Schumacher hat das so ausgedrückt:

„Er war einer der wenigen, die durch die Macht nicht verlockt und verändert wurden. Für ihn war die Macht nichts, was er als Person erstrebte. Für ihn war die Macht stets der Ausdruck der Kraft der Arbeiterbewegung. Sie war ihm selbstverständlich und darum wußte er sie ohne Eitelkeit unpathetisch sicher und erfolgreich zu handhaben. Er war immer im Auftrag einer Idee und eines Zieles tätig. Männer, wie ihn, können die undemokratischen Bewegungen nicht hervorbringen.“

Wir müssen trotz aller Schwierigkeiten versuchen, den Weg Hans Böcklers weiterzugehen. Wir müssen wieder zu diesem gemeinsamen Wollen zurückfinden, um unsere Ideen und Aufgaben, zu denen uns Hans Böckler Wichtiges gesagt und vorgelebt hat, weiter zu entwickeln und zu vollenden.

Werner Hansen

Ein Weltfriedensdienst

Von Fritz Vilmar

Die Grundidee des Weltfriedensdienstes ist es, daß sich Menschen, insbesondere die junge Generation aller Nationen – von einsichtsvollen Politikern der Staaten und der Vereinten Nationen gefördert –, zusammenfinden, um in den Entwicklungsländern einen ein- bis zweijährigen Friedensdienst zu leisten: **durch den das Ende der Kriegsgeschichte positiv vorgelebt wird – durch den die Einheit des Menschengeschlechtes in praktischer Solidarität gemeinsamer freiwilliger Arbeit und geistigen Austausches aller Rassen und Klassen erfahren und gelebt wird – durch den die Schranken der Fremdheit und Feindschaft abgebaut werden – und durch den insbesondere die westlichen Industrienationen die Schuld und die Schulden einer kolonialistischen Vergangenheit tilgen.**

Wende der Weltpolitik

Die Atombombe erzwingt das Ende der Kriegsgeschichte. Das heißt: Der Krieg, in der bisherigen Geschichte wirksames Mittel der Politik, wesentlich gestaltendes Moment der Weltgeschichte, kann heute keine politischen Entscheidungen mehr erzwingen, sondern höchstens zum wechselseitigen Selbstmord der Völker führen. Wenn künftig menschliche Geschichte also

nicht überhaupt enden soll, wird sie künftig nicht mehr Kriegsgeschichte sein. Es gilt nicht mehr Feinde zu besiegen – denn es gibt keinen Sieg mehr mit Atomwaffen –, sondern es gilt, Freunde zu gewinnen.

Das Schreckliche aber ist, daß die Völker und ihre Politiker diese weltgeschichtliche Wendung nicht wirklich begriffen haben. Hier muß etwas geschehen. Und hier ergeht die Aufforderung an die Jugend, die Grenzen zu überschreiten. Die staatlichen, aber auch die sozialen, die geistigen, die rassischen Grenzen zu überschreiten und in den Entwicklungsländern in einem Jahr gemeinsamen internationalen Arbeitseinsatzes die Einheit der Menschheit vorzuleben, sie in beispielhaften, in lebendig erfahrenen Formen vorweg zu verwirklichen.

Nein zum Militär genügt nicht

Wenn es wahr ist, daß die revolutionäre Wende der Zeitalter dadurch gekennzeichnet ist, daß nicht mehr Feinde zu vernichten, sondern zu gewinnen sind auf diesem Planeten, so wird damit auch die alte Dienstform der jungen Generation, die allgemeine Wehrpflicht (als „Schule der Nation“), zunehmend unreal.

Man trennt sich aber schwer von gesellschaftlichen Einrichtungen, solange nicht neue, die des Neuen Zeitalters, an deren

Foto: David Seymor/Magnum

Stelle getreten sind. So würden nicht zuletzt vom Recht der Kriegsdienstverweigerung zweifellos viel mehr junge Leutnants Gebrauch machen, wenn damit etwas „Positives“, ein besseres Wort statt ein Ersatz-Dienst verbunden wäre, wenn bei dem bloßen Vernein nicht der Verdacht der bloßen Drückebergerei ständig ruft. Der Verband der Kriegsdienstverweigerer hat daher die Idee des Friedensdienstes aufgegriffen und in einem Beschluß vom 4. Dezember 1960 Grundsätze aufgestellt, die für den Aufbau eines Friedensdienstes für anerkannte Kriegsdienstverweigerer gelten müßten. Dabei wird vor allem betont, daß die Friedensdienstwilligen eine gründliche technisch-sprachliche Vorbereitung für ihren Einsatz in den Entwicklungsländern bekommen müßten.

Einen mächtigen Impuls bekommt die Friedensdienst-Idee, die vor drei Jahren zuerst von dem Soziologen Eugen Rosenstock formuliert wurde, heute von maßgeblichen Politikern der USA. Nicht nur der Vizepräsident der amerikanischen Gewerkschaften, Walter Reuther, sondern auch der neue Präsident der USA, J.F. Kennedy, haben ausdrücklich die Schaffung von „Peace Corps“ zur Aufbauarbeit in Asien und Afrika gefordert, deren Angehörige vom Militärdienst befreit sein sollen.

Friedensdienst-Realpolitik

Der Plan eines Weltfriedensdienstes kann heute nicht mehr als unrealistisch oder Utopie abgetan werden. Er entspringt realer Erkenntnis dessen, was die politische Weltsituation von uns fordert. Rußland leistet bereits heute in einigen Entwicklungsländern mehr als das wirtschaftlich stärkere Amerika. Das zeigt, wo und wie künftig die Auseinandersetzung zwischen Ost und West, der Wettbewerb der Gesellschaftssysteme, sich vollziehen wird. Ein übernational organisierter Friedensdienst der westlichen Industrienationen – mit technischer Grundausbildung ausgerüstet – wird zusammen mit großzügigen, sehr langfristigen Krediten, schon in Kürze wichtiger für unsere Position in der einen Welt sein als die übernationalen Rüstungsorganisationen.

Ein Abenteuer des Friedens

Indem Opfer und Abenteuer des Krieges sich derart verwandeln in Abenteuer und Opfer internationaler Arbeitsgruppen in Indien und Mexiko, am Kongo und in der Arktis, werden Triebkräfte des Krieges in friedliche verwandelt. Der Frieden selbst aber verliert damit seine Langeweile für den Menschen in der modernen mechanisierten Arbeitswelt. Dieser überschreitet im Friedensdienst die allzu eng gewordenen Grenzen des gesellschaftlichen Alltags, erfährt Spannung, Überraschung, persönliche elementare Erlebnisse und Bewährungsproben in fremder ungewohnter Welt. Er befriedigt damit Kräfte, die seit alters und noch heute zu gefährlich zerstörerischem Ausbruch drängen: untergründige Sehnsucht nach kriegerischen Lebensformen jenseits der allzu geregelten zivilen Welt.

Zusammenarbeit aller Friedenskräfte

Der Weltfriedensdienst ist heute bereits im Aufbau begriffen, wenn auch vorerst in kleinem Rahmen: mehrere Friedensdienstgruppen (Internationaler Zivildienst, Christlicher Friedensdienst, Aktion Sühnezeichen) haben sich zu einer „Arbeitsgemeinschaft Weltfriedensdienst“ (Berlin-Charlottenburg, Lebensstraße 1) zusammengeschlossen: im Frühjahr 1960 ist eine erste Pioniergruppe zu ein- bis zweijähriger Aufbauarbeit in einem Notstandsgebiet Griechenlands aufgebrochen (nach Servia, einem von uns im 2. Weltkrieg zerstörten Ort). Die Evangelische Kirche hat 300000 DM aus ihrer Sammlung „Brot für die Welt“ für diese Aktion bereitgestellt. Einsätze in Indien (Madras) und Afrika (Togo) sind geplant. Auch die Mittel der gewerkschaftlichen Aktion für die Entwicklungsländer „Wir helfen“ sollten mit für den Weltfriedensdienst zur Verfügung stehen. Vor allem aber müssen die Verantwortlichen in der Regierung erkennen, daß hier eine realpolitische Aufgabe vorliegt, für die man erhebliche Mittel aus dem Fonds für Entwicklungsländer bereitstellen muß.

Es ist notwendig, daß der Verband der Kriegsdienstverweigerer, die Gewerkschafts-Jugendorganisationen, die christlichen und freien Jugendorganisationen gemeinsam mit der bestehenden Arbeitsgemeinschaft eine große „Organisation Weltfriedensdienst“ aufbauen, die als Realität einer neuen Epoche jenseits der Kriegsgeschichte bald in Deutschland und Europa die Jugend anspricht und begeistert.

Statt Wehrdienst Arbeit in Entwicklungsländern?

„Die amerikanische Idee, Männer vom Wehrdienst abzulösen, wenn sie sich für die Arbeit in Entwicklungsländern zur Verfügung stellen, sollte auch bei uns geprüft werden.“ Das erklärte Landeswirtschaftsminister Dr. Lauscher. Das NRW-Wirtschaftsministerium führte gemeinsam mit dem DGB-Landesbezirk eine Tagung „Wirtschaftsentwicklung und Berufsausbildung“ durch.



Sinnvolle Hilfe gemeinsam



Im Krieg gegen das Elend und die Unwissenheit auf der Welt... Leuversagt nahezu alle Kunst der Koordination, die wir leider in so... besserem vorragendem Maße im blutigen Krieg beweisen." Mit diesen... bloße Worten kritisierte der stellvertretende DGB-Vorsitzende Lud-... ständig Rosenberg auf einer Tagung der Friedrich-Ebert-Stiftung... die Iden Bergneustadt, daß die Hilfsaktionen der westlichen Welt für... luß vor die Entwicklungsländer weder langfristig noch zielklar, sondern... Aufbau ebenso widerspruchsvoll wie unkoordiniert sind.

Aufbau ebenso widerspruchsvoll wie unkoordiniert sind... weigern vom schlechten Gewissen aus der Vergangenheit geplagt, die... Friehahme man heute Rücksicht auf Praktiken in den Entwicklungs-... he Vorändern, die man zu Recht in den eigenen Ländern verdamme... bekornie Korruption, Diktatur, Grausamkeit und Aberglauben. Man... gefalle sich in falscher Sentimentalität, anstatt verantwortliche... hee, diSolidarität zu üben. Zwischen den beiden Polen des Mitteils... nstocund der Furcht pendelten die Hilfsaktionen planlos hin und her... rUSAHinzukomme der Versuch, dabei wirtschaftliche Vorteile für... schatsich einzubauen.

USA... PeaceIn seinem Referat „Wirtschaftssystem und Entwicklungshilfe“... derestellte Rosenberg zugleich fest, daß das Zeitalter des Kolonialis-... mus endgültig vorbei ist, daß aber noch lange nicht auf die Mit-... wirkung der zivilisatorisch und technisch entwickelten west-

Wenn man eine weitere Verelendung mit allen innenpolitischen und sozialen Gefahren vermeiden wolle, dann gäbe es nur den Weg über staatliche, genossenschaftliche – in jedem Falle gemeinwirtschaftliche Planung und Durchführung. Daneben könne sicherlich auch die privatwirtschaftliche Initiative ihren Raum haben. Es handele sich bei dieser Frage nicht um einen Streit über wirtschaftspolitische Weltanschauungen, sondern allein um den vernünftigsten Weg.

Ludwig Rosenberg sagte am Schluß seiner Rede: „In diesen Ländern, wo der Drang nach Freiheit und Unabhängigkeit schon unter dem Kolonialismus sich zu rühren pflegte, ist es oft schwer, politisch durch Parteien und politische Organisationen wirksam zu werden. Deshalb ist es natürlich, daß jene, die dem Unrecht entgetreten, sich in Gewerkschaften oder gewerkschaftsähnlichen Gruppen zusammenfinden. In allen diesen Ländern also sehen wir daher vor und nach der offiziellen Staatsgründung solche Gewerkschaften als die eigentlichen Träger des nationalen und sozialen Kampfes. Hier treffen wir die künftigen politischen Führer, die wir wenige Jahre später als Parlamentarier oder gar Regierungschefs wiedersehen. Hier finden wir die Menschen, die das Ohr des

zusammenarbeiten werden. Hier wird aber auch für uns die Gewähr bestehen, daß unsere Pläne und unsere Hilfe zielbewußt und sinnvoll geplant wird und wirklich der gestellten Aufgabe dient.

Und es wird uns sehr bald klarwerden, daß solche Hilfe nur dann einen Sinn hat, wenn sie in gemeinsamer Anstrengung aller westlichen Länder und nach einem klaren Plan durchgeführt wird.

Der gegenwärtige Zustand des nationalen Wettrennens in dieser Frage dient weder dem Westen noch diesen Völkern. Die Methode, die dazu führt, daß jeder seine Lieblinge hat, um die er sich kümmert, und keinem wirklich geholfen wird, die Verzettlung und Planlosigkeit unserer westlichen Hilfsaktionen – ist der Größe und der Bedeutung dieser Aufgabe nicht nur unangemessen, sondern unwürdig. Auch hier geht es nicht darum, wirtschaftliche Vorteile für sein Land im Rahmen dieser Hilfe zu erringen, sondern darum, die großen Mittel zweckdienlich einzusetzen und diesen Völkern zu helfen, frei und aus Überzeugung demokratisch zu werden.

Die Art, in der wir bisher solche wirtschaftliche Hilfe geleistet haben, ist – trotz allen guten Willens und ehrlichen Bestrebens –



lichen Welt in den Entwicklungsländern verzichtet werden kann. Im Gegenteil, erst jetzt beginne diese Aufgabe wirklich. Wenn man versuchen wollte, diese Völker völlig allein gehen zu lassen, würden sie sehr wahrscheinlich in die Phase der modernen Diktatur und des Gewaltstaates verfallen, die ihnen weder Freiheit noch Selbstbestimmung verleihe.

Allerdings sei das Bündnis mit Sklavenhändlern und korrupten Diktatoren in jenen Ländern der schlechteste Weg, das Vertrauen und die Freundschaft dieser Völker zu erringen. In der Furcht, wirtschaftliche Vorteile zu verlieren oder in dem Bestreben, militärische Verbündete zu erhalten oder zu gewinnen, verlasse sich der Westen zu oft darauf, Loyalität zu kaufen. Andererseits könne man auch nicht blindlings Vorbilder aus anderen Ländern mit anderer Entwicklung und anderer Natur übertragen wollen. Es sei absurd zu glauben, daß ein Volk von Analphabeten demokratisch ist, weil man dort eine sogenannte Wahl durchführe. Die Dinge müßten wachsen und könnten das nur mit einem zunehmenden Bildungsniveau der Massen und dem Werden einer neuen Gesellschaft.

Sicherlich sei es notwendig, sinnvolle technische Anlagen in diesen Ländern zu errichten, vor allem Straßen, Staudämme und Kraftwerke. Es sei aber ein grundlegender Irrtum zu glauben, daß man die jahrhundertelange technische Entwicklung einfach überspringen und von mittelalterlichen Vergangenheiten wie mit einem Zauberstab in die Neuzeit hinüberwechseln könne. Wenn der technische Fortschritt wirklich Segen und nicht Fluch bedeuten solle, müsse neben jedem technischen Aufbauplan ein Sozialplan stehen, der sich mit genau derselben Sorgfalt um die Menschen bemüht. Anstatt vollautomatisierte Fabriken erscheine es sinnvoller, jene Wirtschaftszweige zu entwickeln, die bereits vorhanden sind und mit denen man möglichst viel neue Arbeitsplätze schaffen könne.

Es sei auch nicht möglich, wirtschaftspolitische Grundsätze, die in westlichen Ländern gelten, wie die freie Marktwirtschaft, auf die Entwicklungsländer einfach zu übertragen. Wer wirklich diese Länder entwickeln wolle, müsse sich dessen bewußt sein, daß es ohne kollektive Maßnahmen nicht geht.

Volkes haben – seine Wünsche verstehen – seine Hoffnungen kennen – die Möglichkeiten überblicken können und denen man vertraut. Hier ist auch die Möglichkeit gegeben, mit ihnen und ihren Freunden gemeinsame Wege der Hilfe und der Entwicklung zu erörtern und zu planen. Hier ist der Partner, den wir suchen müssen.

Auch hier möchte ich darauf hinweisen, daß es nicht eine Frage der Weltanschauung ist, ob und warum man sich mit ihnen verbünden sollte. Ein korrupter Gewerkschaftsführer ist uns nicht sympathischer als ein korrupter Scheich oder Latifundienbesitzer.

Es ist auch sicherlich richtig, daß vieles, was sich in diesen Ländern Gewerkschaft nennt, ebensowenig Gewerkschaft ist, wie manches Parlament dort nach unseren Vorstellungen ein wirkliches Parlament ist. Aber das ist hier nicht die Frage. Worauf es ankommt, ist, unter diesen Männern jene herauszufinden, mit denen man gemeinsame Sache zum Wohle ihrer Völker machen kann.

Wie findet man das heraus? Sicherlich ist es nicht die beste Methode, das bei gelegentlichen Besuchen in diesen Ländern zu tun – so lehrreich sie auch sein mögen. Dabei mögen wir einiges lernen; ihnen werden wir auf diese Weise kaum helfen. Gewiß findet man sie nicht, wenn man sich auf den Zufall verläßt, der solche Männer in unsere Länder führt. Auch Programme, die Studienreisen dieser Persönlichkeiten durch Europa oder Amerika vorsehen, sind keine Garantie für die Auswahl.

Man muß sich kennenlernen; das heißt, man muß zu ihnen gehen – mit ihnen leben – unter ihnen wirken und gemeinsam mit ihnen an Ort und Stelle die Voraussetzungen wirtschaftlicher Hilfe prüfen und ihre Durchführung planen.

Hier wird es sich bald zeigen, auf wen wir uns verlassen können, wer wirklich seinem Volke helfen will. Hier zeigt sich auch, auf wen sie sich verlassen können und mit wem sie vertrauensvoll

viel zu sehr von nationalen und national-wirtschaftlichen Interessen bestimmt, um insgesamt wirksam zu sein. Sie entbehrt eines gemeinsamen Planes, einer sinnvollen Koordination und einer nach Schwerpunkten bestimmten Zielrichtung. Denn wirtschaftliche Hilfe ist kein Ziel an sich. Sie ist ein Mittel – ein wesentliches Mittel – jene Völker aus Elend und Aberglauben zu aktiven Mitwirkenden auf der Weltbühne zu machen, und zwar in einer Welt, in der die wirtschaftlichen und sozialen Probleme in Freiheit und unter Wahrung der Menschenwürde gelöst werden müssen, wenn wir nicht alle einer Zeit der technisch vollendeten Barbarei verfallen wollen.

Es ist der alte Kampf um den Sinn des Lebens, der heute auch in diesen fernen Ländern ausgetragen wird. Nicht ein Kampf um technische Anlagen, auch wenn es manchmal so aussehen mag.

In diesen Ländern wird sich entscheiden, welchen Weg die Menschheit in der Zukunft gehen wird. Wir wollen für sie und für uns eine Zukunft sichern, in der die Wirtschaft dem Fortschritt, der Freiheit und der Menschenwürde dient. Eine Welt, in der der Mensch – gleich welcher Farbe oder Rasse – glücklich und in Frieden und Sicherheit leben kann, Freund dem andern ist, seine Sicherheit und sein Glück nicht auf die Unsicherheit und dem Unglück anderer begründet und jeden nach seiner Art diesem Ziele zustreben läßt.

Es ist ein wenig beglückendes Bild, das die freie Welt in dieser Auseinandersetzung bietet. Im Kriege gegen das Elend und die Unwissenheit auf der Welt versagt nahezu alle Kunst der Koordination, die wir leider in so hervorragendem Maße im blutigen Krieg beweisen. Unsere Hilfsmaßnahmen entsprechen nicht dem gemeinsamen Ziel, dessen Triebfeder die Solidarität aller freien Menschen ist. Wenn wir hier nicht den Weg zu gemeinsamem Handeln finden, widerlegen wir uns selbst."

Fotos: Mario Garrubba/DGB

Die Umarmung des Bären

Von Amulya Dasgupta

Illustrationen: Siegfried Reiche



„In den Sunderbans gibt es Tiger“, erzählte Kanti Tschaudhury, der alte Jäger. „In Assam gibt es Elefanten. Aber wenn ihr echte Bären sehen wollt, geht nach Terai in Nepal. Ich habe Bären in Madhupur gesehen, habe sie in Assam erlegt und in den Zentralprovinzen gejagt, aber noch nie habe ich Bären von der Größe gesehen, wie ich sie in Nepal zu Gesicht bekam. Sie sind ebenso groß wie bestialisch wild. Einmal kam ich einem ins Gehege, und es ist ein Wunder, daß ich mit dem Leben davongekommen bin. Ein sonderbarer Einfall durchzuckte mich im richtigen Augenblick und rettete mich, sonst säße ich nicht hier und könnte euch die Geschichte nicht erzählen. Hört zu!

Einer meiner Onkel war Arzt in Nepal. Damals standen Bengalen in Nepal im höchsten Ansehen; wer immer hinzog, sei es als Staatsbeamter oder als Kaufmann, pflegte rot an Reichthümern heimzukehren. Auch meinem Onkel erging es nicht anders.

Ich war damals etwa dreißig Jahre alt. Ein paar Jahre vorher war ich in den Staatsdienst getreten, ging ins Büro, und wann immer sich die Gelegenheit bot und ich Urlaub bekam, verzog ich mich irgendwohin in die Umgebung von Kalkutta. Aber einmal lud mich der Onkel ein, und ich fuhr nach Nepal.

Ich fand die Landschaft wirklich reizvoll. Es war Sommer, aber der Ort lag in den Bergen und war angenehm kühl. Judhapur war keine richtige Stadt, aber ein Dorf konnte man es auch nicht nennen; es hatte etwas von beiden. Umgeben von Bergen und Urwäldern, war die Gegend wirklich sehenswert. Onkel hatte seine Familie damals noch nicht nachkommen lassen. Er wohnte beinahe außerhalb der Stadt, in einem kleinen Bungalow, am Fuße eines Hügels, und ein Nepali als Diener war unsere einzige Gesellschaft. Der Diener hielt das Haus sauber und kochte. Onkel war immer unterwegs, betreute seine Patienten und bewunderte die Natur. Nämlich, wenn er einen freien Augenblick hatte.

Bald nach meiner Ankunft begann auch ich umherzuwandern. Ich pflegte sehr zeitig am Morgen aufzustehen und mich auf den Weg zu machen. Manchmal wanderte ich allein, manchmal fand ich einen Gefährten. Ich

schlug den Weg ein, der mir gerade gefiel, wanderte einige Meilen weit und kehrte auf dem gleichen Weg wieder zurück. Zu Hause angekommen, pflegte ich zu baden, und das war gewöhnlich um zehn Uhr vormittags. Auf diesen Gebirgswegen kann man nicht schnell gehen.

Hoch oben in Nepal soll es Tiger geben; ich habe nie einen zu Gesicht bekommen. Vielleicht leben sie in noch höher gelegenen Gebieten, in dichteren Wäldern. Aber Bären gab es. Die Bergbewohner erlegten oft Riesentiere und brachten sie zu Tal. Onkel warnte mich am ersten Tag davor, mich allein in den Wald einzuwagen. Darum nahm ich ja immer jemanden mit, wenn ich meinen Spaziergang in den Urwald machte. Dies tat ich allerdings auch aus Angst, den Weg zu verlieren. Im Walde sieht alles merkwürdig ähnlich aus, und man hat Gelegenheit, sich zu verirren. Ein paar Tage nach meiner Ankunft kam ein Hausierer daher, ein Mann aus den Bergen; ich kaufte ihm einen schönen handgeschmiedeten Dolch ab, denn es ist gut, eine Waffe in der Hand zu haben, wenn man die Wälder und Dschungel durchstreift, schon um das Gefühl der Sicherheit willen, das einem so ein Besitz gibt. Ich pflegte den Dolch jedesmal, wenn ich ausging, in den Gürtel zu stecken, aber ich ließ mir nicht träumen, daß er mir einmal wirklich einen Dienst erweisen könnte. Es riecht ein wenig nach Bühnensheldentum, wenn man seinen Morgen-spaziergang mit dem Dolch im Gürtel macht, und Onkel hänselte mich deshalb nicht wenig. Aber hätte ich eines Tages diesen Dolch nicht bei mir gehabt, es wäre mein letzter Tag geworden.

An diesem Morgen war ich ungefähr vier Meilen weit gewandert. Es hatte in der Nacht geregnet und war ziemlich kühl. Um zehn Uhr vormittags war der Himmel noch immer bewölkt und die Luft ziemlich feucht; begreiflicherweise war ich nicht sehr geneigt, mich meiner Kleider zu entledigen. Ich trug Wickelgamaschen über meinen Schuhen und hatte ein Hemd und Hosen an, und der Dolch steckte in meinem Gürtel. Ich beschloß, erst kurz vor dem Bad abzulegen und setzte mich bekleidet zum Rasieren hin. Auch der Gürtel mit dem

Dolch blieb, wo er war, aber das nur aus Vergeßlichkeit.

Ich sollte mich jedoch nicht in Frieden rasieren können. Ich seifte mein Gesicht ein, nahm den Rasierapparat zur Hand, aber die Klinge war verschwunden. Natürlich wußte ich gleich, daß Thapa – Onkels Diener hieß so – seiner Leidenschaft für Rasierklingen gefrönt hatte. Er stahl sie, wo und wann immer er konnte. Auch darauf hatte mich Onkel aufmerksam gemacht. Daß er aber die Klinge sogar aus dem Rasierapparat herausgestohlen hatte und mich mit eingeseiftem Gesicht, so daß ich wie ein Clown aussah, im ganzen Haus eine andere Klinge suchen ließ, das war einfach unerhört. Wütend brüllte ich: „Thapa!“, bekam aber keine Antwort, obwohl er mir vor kaum zwei Minuten heißes Wasser zum Rasieren gebracht hatte. Ich stand auf und warf einen Blick in die Küche – dort war er nicht. Also sperrte ich, innerlich kochend, meinen Koffer auf und nahm eine neue Klinge heraus. Ich tat die Klinge in den Apparat, seifte mein Gesicht wieder ein, aber gerade als ich ansetzen wollte, kam von hinter dem Bungalow ein markerschütternder Schrei: „Hilfe! Hilfe! Rette mein Leben!“

Der Schrei war voll Grauen gewesen. Ich sprang auf und lief, den Rasierapparat in der Hand, auf die Veranda auf der Rückseite des Hauses hinaus.

Zuerst war überhaupt nichts zu sehen. Wer hatte geschrien? „Wer ist da?“ rief ich, bekam aber keine Antwort. Ich wartete einige Sekunden. Dann dachte ich, es sei der sehr dumme Scherz eines Spaßvogels gewesen. Ich wollte gerade in mein Zimmer zurückkehren, als der gleiche Schrei wieder ertönte. Diesmal war er viel schwächer, als ob der Hilferufer an Kraft verloren hätte. Aber diesmal merkte ich, woher der Schrei kam. Ungefähr 25 Meter vom Hause entfernt gab es einen Garten mit großen und kleinen Bäumen. Von dorthin kam der Schrei. Aber wer schrie so erbärmlich? Brachte ein Wegelagerer jemanden um? Ich sprang von der Veranda hinunter und lief, so wie ich war, dorthin, woher der Schrei gekommen war. Im Garten bot sich mir ein Bild, das mich vor Schreck erstarren ließ. Unter einem hohen Kastanienbaum kämpfte Thapa mit einem ungeheuren Bären. Allerdings konnte man von ei-

nem Kampf kaum mehr sprechen, denn Thapa war beinahe bewußtlos, und der Bär hielt mit beiden Armen umschlungen und presste ihn an seine Brust. Bären töten Menschen auf diese Weise: der Mensch erstickt, alle seine Rippen brechen, und er stirbt. Es war klar, daß Thapa am Ende seiner Kräfte war, zu schwach um weiterzukämpfen. Er hing schlaff in den Armen des Bären.

Der Anblick betäubte mich fast. Zugegeben, Judhapur war keine richtige Stadt. Aber wir waren ja nicht im Urwald. Ich hatte nie gehört, daß ein Bär sich in solche Nähe eines Hauses gewagt und am hellen Tag einen Menschen überfallen hätte. Und was das für ein Bär war! Ein Riese mit braunem Fell – ein Himalajabär – und das sind die größten und wildesten unter den Bären.

Die Gedanken jagten mit Blitzesschnelle durch meinen Kopf. Am besten wäre es, zurückzulaufen, dachte ich, und ein Gewehr zu holen. Dann aber fiel mir ein, daß Thapa in der Zwischenzeit wahrscheinlich erledigt sein würde. Meine eigenen Jagdwaffen hatte ich nicht mitgenommen, und das Gewehr meines Onkels nun, mit Vogeldunst schießt man keine Bären. Onkel war kein Jäger, hatte ein Gewehr nur weil ein Mann, der etwas auf sich hielt, ein Gewehr besitzen mußte. Ich wußte wirklich nicht was tun, aber ich brauchte mir den Kopf nicht lange zu zerbrechen. Der Bär zögerte, als er mich erblickte, und dann, bevor ich meine Kriegsplan entworfen hatte, ließ er Thapa fallen und stürzte sich laut brummend auf mich. Es war unmöglich, sich mit ihm in ein Handgemenge einzulassen. Ich machte also schleunigst kehrt und lief, was die Beine hergab, aber ehe ich noch zwei Schritte getan hatte, war der Bär schon neben mir. Da mir nichts anderes übrigblieb, sagte ich mir: Ich werde kämpfend sterben. Ich zog meinen Dolch, drehte mich um, und der Bär umfing mich sofort mit seinen riesigen Armen.

Wie ihr seht, bin ich ein gutes Stück größer als ein Durchschnittsmensch. Dennoch überragte mich der Bär, der auf den Hinterbeinen stand. Der überwältigende Druck seiner Riesenarme machte mir klar, daß es für mich kein Entkommen gab. Die Rippen des Menschen sind für solche Umarmungen nicht geschaffen.

Einen winzigen Hoffnungsschimmer gab es in dieser finsternen Verzweiflung. Ich hatte meine rechte Hand mit dem gezogenen Dolch hoch erhoben; der Bär hatte meinen Oberkörper um seinen linken Arm umfaßt, aber meine rechte Hand und der rechte Arm waren frei geblieben. Mein Leben ist dahin, sagte ich mir, aber warum so ich dem Bären die Stiche, die ich ihm versetzen kann, ersparen? Er wird mir den Atem aus dem Leib quetschen, und ich werde mit dem Dolch zustoßen und ihn verwunden. Wer zuerst mit der Arbeit fertig ist, ist Sieger und lebt weiter.

Ich wußte, daß es hoffnungslos war, dennoch stieß ich in meiner Verzweiflung mit ganzer Kraft zu. Für die Dauer einer Sekunde ließ die Umklammerung des Bären nach. In dieser einen Sekunde beugte ich meinen linken Arm und legte ihn vor meine Brust. Dadurch gewann ich einen Vorteil. Mein linker Arm bildete jetzt eine Schranke zwischen dem Brustkorb des Bären und dem meinen, und der Druck der Umarmung des Bären lastete nun nicht mehr direkt auf meiner Brust. Ich drückte mit der Hand gegen den Bären und verringerte so die Gewalt seiner Umarmung, aber das kann man nicht lange durchhalten. Der Druck ließ nur für einen kurzen Augenblick nach, um mit erneuter Gewalt wiederzukommen. Ich wehrte mich gegen diesen Druck, hob meinen rechten Arm und versetzte dem Bären einen Stoß mit dem Dolch. Einmal! Zweimal! Dreimal! Großer Gott! Der Dolch drang in den Körper nicht ein. Der ganze Leib war mit Haar bedeckt, einen Fuß lang, und der Dolch verfring sich darin und kam an die Haut gar nicht heran! Der Druck auf meiner Brust bewies mir, daß ich mit dem Dolch nichts ausrichten würde, und plötzlich bekam ich wahnsinnige Angst. Mein Herz hämmerte, Schweiß überströmte mein Gesicht, und auch mein ganzer Körper war in Schweiß gebadet. Aber der Kampf strengte auch den Bären an. Er blies mir seinen lauten Atem ins Gesicht, und ich konnte das Hämmern seines Herzens hören. Mein rechter Rippenbogen und sein Herz lagen aneinander, und ich spürte seinen Herzschlag durch meine Rippen.

Du lieber Himmel! Wie schauerlich sein Atem war! Ich war dem Ersticken nahe, und mir schwindelte, wenn der Atem des Bären mir über Nase und Mund strich. Meine Rechte, die noch immer den Dolch festhielt, sank schlaff

Sartoris und die Gemeinschaft

Von Philipp Wiebe

Sie standen im Badezimmer, Sartoris und der Hausverwalter, standen dort und blickten, während sie miteinander sprachen, mal in die Wanne, mal auf den elektrischen Boiler. Der ältere Hausverwalter, klein und hager, hob nur, wenn er etwas sagte, hastig den Kopf, so als wollte er prüfen, wie der hochgewachsene junge Sartoris seine Worte aufnahm.

„Sie baden zu oft“, sagte er jetzt.
„Meine Sache“, sagte Sartoris gleichmütig.
„Die Mitbewohner haben sich in einem Sammelbrief an die Wohnungsgesellschaft beschwert. Die Haushaltsvorstände aller fünf Parteien haben unterschrieben.“
„Kann ich den Brief sehen?“ fragte Sartoris.
„Den hat die Gesellschaft. Aber ich habe ihn gelesen. Sie können mir glauben.“
„Dieser Herr Kunkel wird ihn aufgesetzt haben.“

Der Verwalter nickte. „Wahrscheinlich“, sagte er. Und nach einer Pause: „Sind Sie denn jeden Abend so schmutzig?“

„Schmutzig nicht“, Sartoris lachte kurz auf.
„Meine ich“, sagte der Verwalter, „Sie sitzen doch nur hier in Ihrer Wohnung am Schreibtisch.“

Sartoris winkte angewidert ab. „Die Bohrung der Leitung ist zu eng, deshalb pfeift es, wenn Wasser einläuft. Das ist der Grund, warum alle im Haus hören, wann ich bade. Es ist ein Fehler der Installation.“

Der Verwalter drehte den Kran auf, Wasser entströmte, und es pff. Eine Zeitlang hörten beide zu, und während er den Kran wieder schloß, sagte der Verwalter: „In allen Wohnungen dieser Siedlung ist das so. Die Boiler sind ungeschickt konstruiert.“

„Meine Schuld?“ fragte Sartoris.
„Natürlich nicht. Es ist nur so: Sie sind der einzige dieser Siedlung, der jeden Tag badet, vielmehr: jede Nacht, so um 24 Uhr.“

„Ich bade, ehe ich ins Bett gehe.“
„Dafür schlafen Sie angeblich bis 10 Uhr morgens, manchmal auch länger“, sagte der Verwalter leise.

„Ihre Informationen stimmen“, sagte Sartoris.
„Und Sie sollen beim Baden singen...“
„Ich trällere. Trällern kann man nicht singen nennen!“

„In dem Beschwerdebrief heißt es, Sie sängen aus voller Kehle. Warten Sie...“ Der Verwalter zog einen kleinen Zettel aus seinem grünen Lodenmantel. „Hier, ich hab' es mir notiert. Sie sollen gesungen haben: La Paloma, Tom Doo-ley, mehrere Weihnachtslieder, obwohl Weihnachten vorbei ist, und Völker hört die Signale!“ Hier musterte der Verwalter Sartoris' Gesicht sehr aufmerksam.

„Völker hört die Signale“, sagte Sartoris, „das Lied kenne ich nicht.“

„Dacht' ich's mir“, sagte der Verwalter. „Dazu sind Sie viel zu jung. Da muß sich Herr Kunkel verhöhrt haben.“

„Bestimmt“, sagte Sartoris.
„Und einmal sollen Sie schallend gelacht haben, eine Viertelstunde lang. Das ganze Haus sei wach geworden, die Kinder von Brissels hätten zu schreien begonnen.“

„Ja“, sagte Sartoris lächelnd, „ja, ich hatte vergessen, die Unterhose auszuziehen, ehe ich ins Wasser stieg. Da habe ich gelacht.“

„Gerade im Badezimmer hält das sehr. Von hier aus dringen die Geräusche in jeden Winkel des Hauses – vor allem nachts.“

Sartoris nickte.
Fast flüsternd sagte der Verwalter jetzt: „Sehr oft haben Sie Damenbesuch. Jedenfalls behaupten sie es.“

„Ich bin hier Hauptmieter, ich bin Jungeselle und habe oft Damenbesuch. Stimmt.“

„Natürlich, natürlich“, sagte der Verwalter schnell. „Aber sie haben beobachtet, daß es sich um verschiedene Damen handelt, um eine schlanke Schwarzhäufige, eine kleine Rothäufige und eine mollige Blonde. Die Blonde sei am häufigsten bei Ihnen.“

„Sie ist meine Schwester.“
Der Verwalter hob ein wenig die Hände und dabei die Schultern, um anzudeuten, daß er im

Auftrag der Gesellschaft hier stand, daß er Anweisungen zu folgen habe, die er keineswegs gern befolgte. „Verzeihen Sie...“ sagte er auch noch.

„Wie stellt sich die Gesellschaft dazu?“ fragte Sartoris.

„Man schätzt dort Herrn Kunkel.“

„Man akzeptiert also die Beschwerden?“

Der Verwalter nickte betrübt. „Alle gegen einen, Sie verstehen. Man richtet sich nach der Mehrzahl.“

„Ob sie nun im Recht ist oder nicht“, sagte Sartoris.

„Überall richtet man sich nach der Mehrzahl“, der Verwalter machte eine kreisende Handbewegung, womit er das ganze Land zu meinen schien.

„Noch etwas?“ fragte Sartoris.

„Ja, die Beleuchtung. Sie sollen in allen fünf Räumen jeden Abend Licht brennen.“

„Und?“

„Warum tun Sie das? Die Gesellschaft möchte es wissen.“

Sartoris antwortete langsam: „Weil ich erleuchtete Räume liebe.“

„Ja“, sagte der Verwalter gedehnt, „so ist das also. Dieser Herr Kunkel, Sie wissen, er ist ein Studierter, der hat nämlich daraus einen merkwürdigen Schluß gezogen. Er behauptet, Sie hätten ein schlechtes Gewissen. Die Beleuchtung zeuge von einer geheimen Angst, die häufigen Damenbesuche seien dazu da, die Angst zu betäuben, das tägliche Bad beweise, daß Sie versuchten, irgend etwas sauber zu waschen, und das Lied ‚Völker hört die Signale‘ lege den Verdacht nahe, daß Sie mal Kommunist gewesen, es vermutlich heute noch seien. Die Gesellschaft will nun Ihre Vergangenheit überprüfen lassen.“

„Noch etwas?“ fragte Sartoris abermals. Er ging dabei auf die Tür zu, der Verwalter folgte ihm. Im Korridor berührte der Verwalter leicht Sartoris' Arm. „Ich möchte Ihnen einen Rat geben“, sagte er.

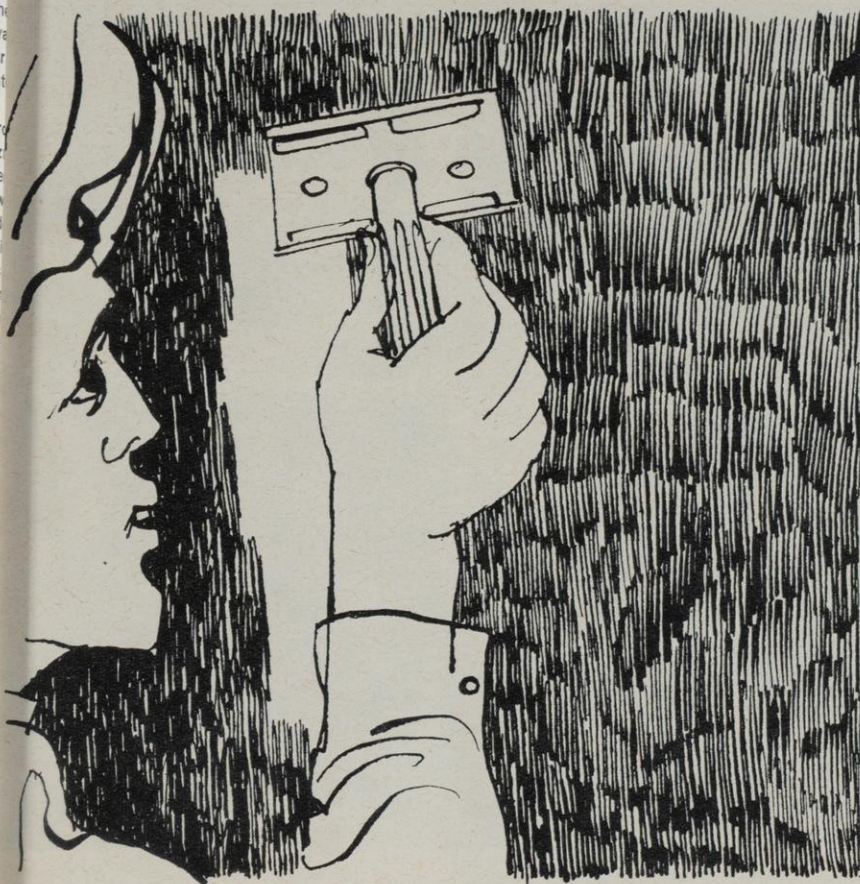
Sartoris lächelte gelangweilt, hob aber zustimmend den Kopf.

„Ich bin jetzt 20 Jahre Hausverwalter. Ihr Fall ist nicht der erste dieser Art, das können Sie glauben. Alles, was in dem Brief stand, ist Nebensache, das sind nur Vorwände. Der wahre Grund liegt woanders, er liegt in Ihrer Verschlossenheit, Ihrer Unnahbarkeit. Ich habe mit allen Hauswohnern gesprochen, ehe ich zu Ihnen kam. Was sie da in ihrem Brief aufgezählt haben, stört sie gar nicht so sehr, es stört sie nur, daß Sie so zurückhaltend sind. Alle haben irgendwann mal versucht, mit Ihnen ins Gespräch zu kommen, doch Sie haben kaum Antwort gegeben. Hätten Sie mit ihnen über Kinder, Hunde, Politik, das Wetter, die Zentralheizung, über Gott und die Welt also gesprochen, dann wäre alles in Ordnung. Wir leben nun mal in einer Gemeinschaft. Einzelgänger erregen Mißtrauen. Das ist nun mal so.“

Der Verwalter wartete auf eine Antwort, doch Sartoris öffnete nur die Korridortür und sagte: „Vielen Dank.“

Als der Verwalter fort war, packte Sartoris einen kleinen Koffer, knipste das Licht in allen Räumen an, drehte den Kran der Badewanne auf, verließ dann die Wohnung und verschloß sie sorgfältig.

Erst nach einer Woche kam er zurück. Da standen sie, als hätten sie seit 7 Tagen nichts anderes getan, im Hausflur. Sartoris ging langsam an allen vorbei, grüßte keinen, blickte nur jedem in die Augen, und keiner wagte, auch nur ein Wort zu sagen. Erst als er in seiner Wohnung war, nachdem er Licht und Wasser abgedreht hatte, hörte er sie toben. – Lächelnd sortierte er seine Post. Lächelnd und nicht überrascht las er das Kündigungsschreiben der Wohnungsgesellschaft.



herab. Beim Herabfallen schlug der Griff des Dolches auf etwas Hartes in meiner Hosentasche. Wahrhaftig! Seltsam ist der Geist des Menschen! Ich blickte dem Tod ins Auge und konnte dennoch kühl und ruhig denken. Ich hörte den Klang, und dadurch kam ein ganzer Gedankenstrom in Fluß. Was war das? Was hatte ich in meiner Tasche? Ich trage keine Schlüssel bei mir, und die Börse habe ich gewöhnlich in meiner linken Tasche. Heute hatte ich überhaupt keine bei mir. Ich hatte an eben diesem Morgen meine Hose gebürstet, und die Taschen waren leer. Was also war es? Und was immer es auch sein mochte, wie war es dorthin gekommen?

Mehr als einmal versuchte ich den Gedanken beiseite zu schieben und sagte mir: Zum Teufel, was immer es auch sei, was spielt das jetzt schon für eine Rolle! Dennoch ließ der Gedanke nicht locker; er kam immer wieder und erregte mich. Ich redete mir gut zu, aber schließlich siegte die Neugierde. Ich tastete den Gegenstand mit den Fingern meiner rechten Hand ab. Meine Finger berührten ein kleines hartes Ding, das wie der Buchstabe T geformt war, einen schmalen runden Griff und ein flaches Ende hatte.

Mein Rasierapparat! Plötzlich fiel es mir ein, daß ich, den Apparat in der Hand, aus meinem Zimmer gestürzt war. Dann hatte ich ihn in meiner Verwirrung in die Tasche gesteckt. Mein Rasierapparat! Der Gedanke durchzuckte mich wie ein Blitz! Ich durfte keine Sekunde zögern, keine Zeit verlieren. Ich nahm den Dolch aus der rechten Hand in die linke, steckte die rechte in die Tasche und holte den Rasierapparat heraus. Dann fuhr ich in einem Zug über die Stelle, wo das Herz des Bären an meine Rippen klopfte. Es war eine gute Klinge, und die Brust des Bären war in einer Zehntelsekunde bis zur Haut rasiert.

Meine Hand zitterte vor Aufregung. Vielleicht war Rettung doch noch möglich? Ich betete: O Gott, gib mir nur noch zwei Minuten lang Kraft! Ein Strich, zwei, drei: ein beinahe drei Zoll weiter Streifen über dem Herzen des Bären war rasiert. Ich konnte seinen Herzschlag deutlich durch die Haut sehen. Ich ließ den Rasierapparat fallen und nahm den Dolch wieder aus der linken in die rechte Hand. Heil der

Mutter Kali! Ich sammelte alle meine Kräfte in der Rechten und stieß den Dolch durch die rasierte Stelle – mitten hinein in das Herz des Bären.

Er stieß ein bis zum Himmel dringendes Gebrüll aus. Das warme Herzblut ergoß sich wie ein Springbrunnen und spritzte mir ins Gesicht. Dann ließ seine Umklammerung nach, und er rollte zu Boden. Auch ich drehte mich in meiner Aufregung um, lief ein paar Schritte weit und fiel ohnmächtig zu Boden.

Als ich wieder zu mir kam, lag ich in meinem Zimmer. Onkel legte mir Kompressen mit Eis auf den Kopf. „Du Glückspilz!“ sagte er. „Du bist gerade noch davon gekommen!“

Keiner meiner Knochen war gebrochen. Ich war in wenigen Tagen völlig wiederhergestellt. Aber Thapa war nicht zu retten. Drei seiner Rippen waren gebrochen und hatten die Lunge verletzt. Er starb im Krankenhaus in Kathmandu am Wundbrand.

Onkel erzählte dann, es gäbe in der Gegend dort keine Bären. Wahrscheinlich war dieser Bär von den Bergen gekommen und hatte bei Tagesanbruch den Weg zurück nicht finden können. Wer weiß, warum Thapa gerade zu dieser unpassenden Zeit in den Garten gegangen war! Ich habe den Rasierapparat noch. Er hat mir in solcher Gefahr das Leben gerettet – wie könnte ich ihn jemals wegwerfen?! Ich hab mir ein silbernes Etui für ihn machen lassen und habe ihn sorgfältig aufbewahrt. Er ist mein Talisman!“

(Aus dem Bengalischen übersetzt von Nilima Devi und Joseph Kalmer)

Der Autor dieser Geschichte, ein Bengale, hatte während des Kampfes um die Unabhängigkeit Indiens einige Zeit in einem Lager zuzubringen, wo er die erzwungene Muße dazu ausnützte, Shikari-Geschichten, indisches Jägerlatein, zu schreiben. Hier eine davon.

Die Redaktion

Der letzte Zeuge

Wolfgang Staudte – so hatten sich die Kinokenner zugerant – drehe einen Film gegen die Untersuchungsmethoden deutscher Gerichte. Er, der Provokateur unter unseren Regisseuren, räume mit der Strafprozeßordnung auf, liefere eine böse und bissige Attacke gegen gewisse Mißstände in unseren Verhandlungssälen, wolle sich als ein deutscher Cayatte hinreichend rebellisch hervortun.

Nun, nichts von alledem ist eingetreten. Es ist ein Film, wie man ihn von Staudte nicht erwartet hätte. Vergleicht man mit „Kirmes“ – der leidenschaftlichen, aber eben auch wirren und wilden, manchmal übertriebenen und oft ungenau gezielten Anklage gegen die politisch Müden, Vergeßlichen und Gleichgültigen hierzulande, dann ist „Der letzte Zeuge“ ein geradezu normaler und ausgeglichener Film geworden.

Die Geschichte eines Kriminalfalls: Ein Säugling ist ermordet worden. Die Polizei nimmt die Untersuchung auf. Ihr Verdacht fällt schnell, allzu schnell auf zwei Menschen. Die Indizien sprechen gegen sie, einer von ihnen muß es gewesen sein: Entweder ein junger Arzt, ein früherer Freund der Mutter des Kindes, oder aber die Mutter selbst, eine „Frau mit Lebenswandel“, deren Vorleben mit einer ganzen Anzahl von Männern Polizeikommisarsare und Untersuchungsrichter gegen sie einnimmt. Beide werden festgesetzt, der Arzt nach über vierzigstägiger Untersuchungshaft mit Bedauern entlassen, die Frau vor Gericht gestellt. Und erst hier vor Gericht gelingt es einem ebenso gescheiterten wie trickreichen Anwalt, den wirklichen Täter zu stellen.

Das ist zunächst einmal ein spannend erzählter, für deutsche Verhältnisse ungewöhnlich gut gebauter, perfekt gemachter Gerichtsfilm. So logisch und nahtlos war noch kein Staudte-

Film. Die Schauspieler unterstützen den Regisseur eindrucksvoll: Martin Held ist ein erfreulich klischeefreier Industrieboß, Ellen Schwiers auch in einigen schwierigen Ausbrüchen sehenswert, Jürgen Goslar glaubhaft als unendlich-aggressiver Arzt. Hanns Lothar gelingt nun endgültig der Durchbruch in die Klasse der ersten Schauspieler: Sein Anwalt ist eine ebenso intelligente wie brillante Leistung.

Ein gut gemachter Kriminalfilm also? Es bleibt kein Zweifel, daß auch dieser Film von Staudte ist. Nur wird hier die Kritik nicht faustdick nach allen Seiten hin verteilt, sondern geschickt dosiert und dort angebracht, wo es sachlich gerechtfertigt ist.

„Es wird manchmal etwas schnell verhaftet“, heißt es zu Anfang. Die unwürdige Behandlung von Untersuchungsgefangenen wird mit kühler Kamera geschildert. Daß solche Haft oft einem Rufmord gleichkommt, wird in der Figur des Arztes deutlich gemacht: Er wird zwar als Unschuldiger entlassen, verliert aber seine Stellung, weil er doch „im Knast gesessen“ hat. Der Film läßt schließlich keinen Zweifel daran, daß die polizeilichen und richterlichen Untersuchungen oftmals einseitig geführt werden, daß dem Verteidiger wichtige Akten vorenthalten werden, und daß er zum „Komplicen des Angeklagten“ gestempelt wird.

Solche Szenen verraten deutlich die Hand Staudtes. Sie sind hier eingepaßt in einen guten, sauber konstruierten und sachlichen Film. Vielleicht wirken sie gerade deshalb um so stärker. Der Film will weniger als viele der Zelluloidpamphlete Staudtes vorher, es könnte sein, daß er gerade deshalb mehr erreicht.

Klaus Bresser



Eine Idee hat der unscheinbare, aber mit messerscharfem Verstand begabte Strafverteidiger Dr. Fox (Hanns Lothar, rechts) gerade in diesem Augenblick: Er wird seine Assistentin (Lore Hartling, links) zur Aufklärung gewisser Einzelheiten in dem Prozeß gegen eine des Kindesmordes angeklagte junge Frau (Ellen Schwiers, Mitte) nach Berlin schicken. Eine Szene aus „Der letzte Zeuge“, einem Krimi besonderer Prägung. Unter Wolfgang Staudtes Regie wirkt auch Martin Held mit.

Foto: Kurt Ulrich/EUROPA/Marszalek

Filmsplitter

Strengere Zensur?

In Italien wurde ein Gesetzentwurf verabschiedet, der eine strengere Zensur der Drehbücher vorschreibt. Wird dieser Entwurf vom Parlament angenommen, so hat die italienische Filmindustrie nichts zu lachen. Das Gesetz erlaubt die Herstellung eines Films erst dann, wenn das Drehbuch vom römischen Staatsanwalt geprüft und für geeignet erklärt worden ist. In diesem Zusammenhang gründeten italienische Produzenten und Regisseure einen „Internationalen Klub gegen die staatliche Zensur im Filmwesen“.

Ehrung für „Mein Kampf“

Der Berliner Jugendsenat veranstaltete eine „Filmwoche für die Jugend“. Auf der Einleitungsfeier, die am 22. Januar stattfand, übergab Willy Brandt dem Regisseur von „Mein Kampf“, Erwin Leiser, den Jugendfilmpreis des „Berliner Filmrings der Jugend“.

Der Kassenschimmel

Den Kassenschimmel 1959/60 als geschäftlich erfolgreichster Film erhielt „Und ewig singen die Wälder“. Den zweiten Platz belegte „Bettgeflüster“ und den dritten „Buddenbrooks“ I. Teil. Weitere materiell erfolgreiche Filme: „Im Kittchen ist kein Zimmer frei“, „Menschen im Hotel“, „Manche mögen's heiß“, „Buddenbrooks“ II. Teil, „Der Jugendrichter“, „Frau Warrens Gewerbe“ und „Die Brücke“.

Rekordzahlen

Japan steht an der Spitze der internationalen Filmherstellungsländer. 1959 wurden in Japan fast 500 Spielfilme gedreht. Diese Zahl er-

scheint besonders hoch, wenn man bedenkt, daß in Amerika, dem Land der unbegrenzten Möglichkeiten, „nur“ 200 Filme gedreht wurden.

Ins Fettnäpfchen getreten

Ein Opfer der politischen Auseinandersetzung zwischen Israelis und Arabern wurde Filmstar Paul Newman. Es dürfen keine Newman-Filme in den arabischen Ländern gezeigt werden, und außerdem hat er Einreiseverbot. Der Grund: Paul, der im vorigen Jahr in Israel „Exodus“ drehte, hat dem jungen Staat materiell unter die Arme gegriffen.

Affäre Dreyfus

André Cayatte möchte schon seit langem einen Film über die „Affäre Dreyfus“ drehen. Der Haken an der Sache ist nur, daß er keine offizielle Genehmigung bekommt. Cayatte meinte dazu: „Ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß eines Tages ein toleranterer Minister die Genehmigung erteilt.“

Film über Konzentrationslager

Der italienische Filmverband „Anica“ hat den Film „Kapo“ als Teilnehmer am Oskar-Wettbewerb angemeldet. Dieses Werk ist eine Schilderung der Zustände in den nationalsozialistischen Konzentrationslagern.

Hollywood auf Reisen

Die amerikanische Filmindustrie dreht weiterhin viele Filme in Europa. Ein schlagkräftiger Beweis dafür ist, daß die spanischen Filmateliers durch amerikanische Filmproduktionsfirmen für vier Jahre ausverkauft sind.

„Der Onkel“ blödeln schon über ein Jahr

Einen außergewöhnlichen Erfolg erlangte der Film „Mein Onkel“ von und mit Frankreichs Komiker-As Jacques Tati. Er wird in einem Münchener Kino schon über ein Jahr lang aufgeführt. In der Münchener Kinogeschichte konnte bisher nur der unvergessene Film „Vom Winde verweht“ einen solch großen Erfolg verzeichnen.

Disney nicht mehr gefragt?

Es wird Sie sicherlich überraschen, zu lesen, daß Walt Disney an seinen Film- und Fernsehunternehmungen im Geschäftsjahr 1959/60 rund 5,8 Millionen DM verloren hat. Noch im vorhergehenden Jahr konnte Mister Disney einen Gewinn von etwa 14,6 Millionen DM buchen.

Ein kleiner Kino-Nebenverdienst

Etwa 40 v.H. aller bundesrepublikanischen Filmtheater verkaufen in den Pausen Eiscreme. Man schätzt den Umsatz des Eises für 1960 auf rund zehn Millionen DM.

Hilfsbereit

Mir scheint, München tut sehr viel für notleidende Kinder. Als Beweis zwei Beispiele. 1. Unter der Schirmherrschaft von Ministerpräsident Ehard fand Mitte Januar die Münchener Erstaufführung des Komponisten-Films „Das große Wunschkonzert“ statt. Die Abendveranstaltung fiel einem Kinderdorf am Ammersee zu. 2. Der Reinerlös der Premiere des Films „Herr der drei Welten“ in München geht an das Weltkinderhilfswerk der Vereinten Nationen.

Deutsche Filmwoche in Chile

Auf der deutschen Filmwoche in Chile wurden u.a. gezeigt: „Die Brücke“, „Der Rest ist Schweigen“, „Das Wirtshaus im Spessart“ und „Paradies und Feuerofen“. Der Gewinn, den diese Filmwoche einspielte, spendete man der Ferieneinrichtung für Berliner Kinder und Einwohnern Chiles, die durch Erdbeben zu Schaden gekommen sind.

Mensch

Yul Brynners Sorge gilt dem Flüchtlingsproblem. Yul bereist als Sonderbeauftragter der Vereinten Nationen für Flüchtlingsfragen die ganze Welt. Er möchte alles in seiner Macht stehende tun, um hungernden und kranken Menschen zu helfen. In einem Interview meinte er: „Ich filme nur noch, um Geld für meine Mission zu bekommen.“

Die Diktatoren

Zu Anfang dieses Jahres zieht ein abendfüllender Dokumentarfilm mit dem Titel „Die Diktatoren“ in die bundesdeutschen Filmtheater ein. Nach Angaben aus Fachkreisen befaßt sich dieser Film, für den Eugen Kogon den Text schrieb, objektiv mit den Diktatoren der Weltgeschichte, einschließlich denen des 20. Jahrhunderts. Das dürfte interessant werden...

H. P.

Gemeinsame Spanien-Aktion der Freien und Christlichen Gewerkschaften

Foto: Mario Garrubba

Ein treuer Diener der Franco-Diktatur

Der Internationale Bund Freier Gewerkschaften (IBFG) und der Internationale Bund der Christlichen Gewerkschaften (IBCG) haben sich angesichts der ständigen Erschwerung der Lebensbedingungen für die spanischen Arbeiter und einer Verdoppelung der gewerkschaftsfeindlichen Verfolgung durch die Franco-Regierung über eine gemeinsame Aktion der Solidarität und der Unterstützung für die spanischen Arbeiter verständigt.

Als erste Maßnahme dieser gemeinsamen Aktion haben der IBFG und der IBCG die nachstehende Erklärung angenommen, in der sie sich verpflichten, gemeinsam für die Wiederherstellung der Freiheit in Spanien und insbesondere für das Recht der spanischen Arbeiter zu kämpfen, frei ihre Vertreter und die ihnen zusagende gewerkschaftliche Organisationsform zu wählen:

Obgleich über zwanzig Jahre vergangen sind, seit die Regierung General Francos in Spanien mit Waffengewalt die Macht an sich gerissen hat, verdoppelt sie noch immer ihre Polizeimaßnahmen und ihre Verfolgung gegen die Gewerkschaften. Sie verurteilt Gewerkschaftsfunktionäre wegen Taten, die zwanzig Jahre zurückliegen, noch heute zum Tode, sie bezeichnet den Streik als militärischen Aufruhr und stellt die Arbeiter, die sich gegen die mit jedem Tag zunehmende Verschlechterung der Wirtschaftslage, die steigende Arbeitslosigkeit und das wachsende Elend der Arbeiterklasse empören.

Angesichts dieser durch nichts gerechtfertigten Erschwerung des Loses, das das mutige spanische Volk zu tragen hat, haben der Internationale Bund Freier Gewerkschaften (IBFG) und der Internationale Bund der Christlichen Gewerkschaften (IBCG) als Vertreter der gesamten demokratischen Gewerkschaftsbewegung der fünf Kontinente beschlossen, gemeinsam vor der gesamten Welt das totalitäre Polizeiregime des Generals Franco, das offen die in der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte verankerten Grundfreiheiten verhöhnt, zu verurteilen.

Der IBFG und der IBCG verurteilen insbesondere die sogenannte spanische Gewerkschaftsbewegung, die in Wahrheit nichts als ein Instrument der an der Macht befindlichen Partei zur Kontrolle der Arbeiter ist. Sie verurteilen ferner die Unterstützung, die mehrere demokratische Regierungen des Westens dem Franco-Regime gewährt haben, indem sie es aus Gründen der Opportunität in verschiedene internationale Institutionen aufgenommen und ihm eine umfassende Finanzhilfe gewährt haben, die dem Regime gestattet hat, weiter sein Dasein zu fristen.

Der IBFG und der IBCG haben beschlossen, ihre Bemühungen zusammenzufassen, um die spanischen Arbeiter in den demokratischen Organisationen bei ihrem Kampf gegen das totalitäre Regime, das Spanien unterdrückt, aktiv zu unterstützen.

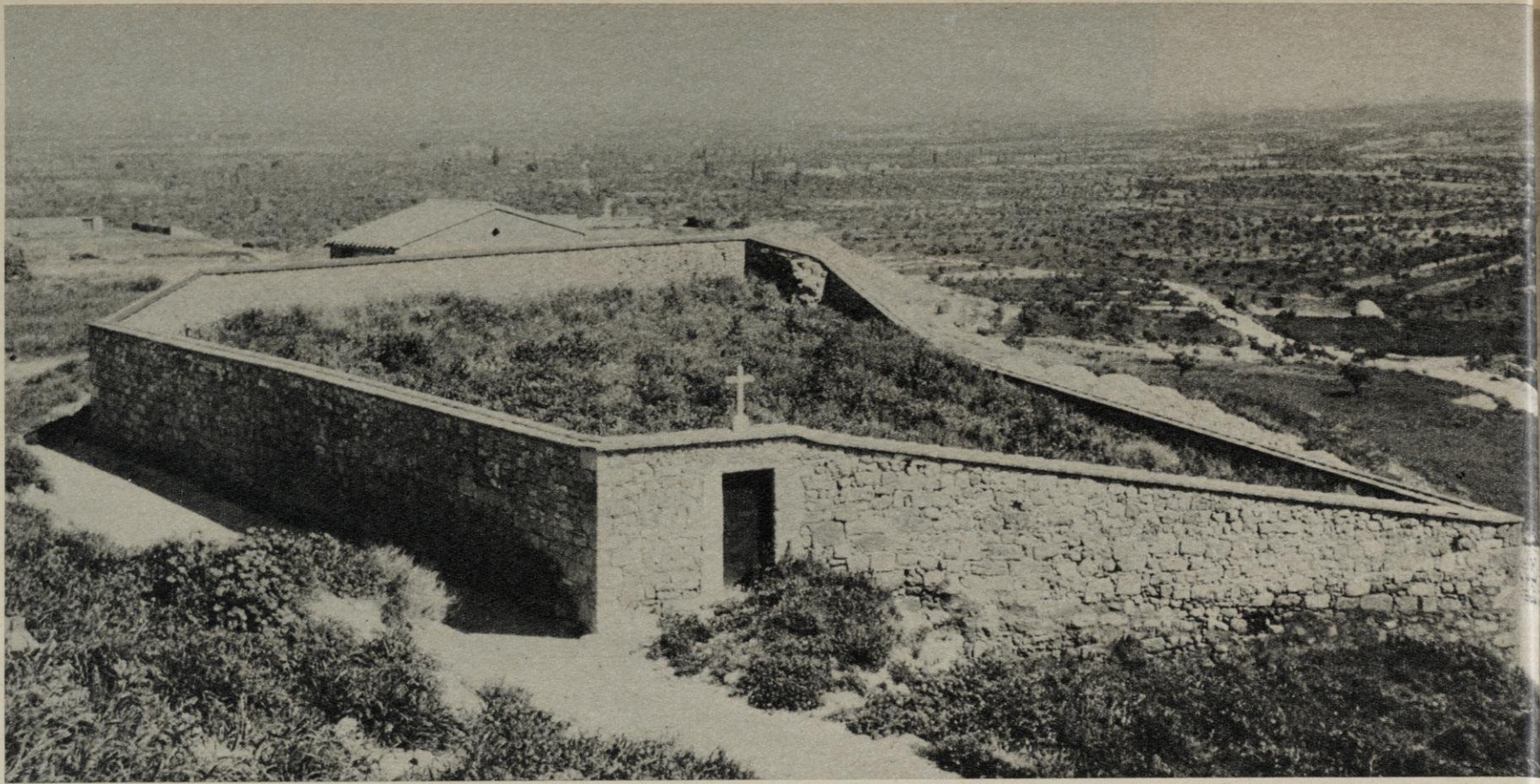
Sie erklären, daß sie niemals dieses Regime als dem Willen des spanischen Volkes entsprechend anerkennen werden, daß sie keinem Kompromiß mit der Franco-Regierung und seiner vorgeblichen gewerkschaftlichen Landesorganisation zustimmen und niemals die Leiter dieser sogenannten Gewerkschaftsbewegung als verantwortliche Sprecher der Arbeiter anerkennen werden.

Die beiden internationalen Gewerkschaftsbünde verpflichten sich, ihre Bemühungen bei den Vereinten Nationen und den verschiedenen internationalen Instanzen, insbesondere bei der Internationalen Arbeitsorganisation, zu verdoppeln, damit die spanischen Arbeiter möglichst bald in die Lage versetzt werden, frei ihren Willen zu äußern und sich ihre wirklichen Vertreter zu wählen.

Sie fordern alle ihnen angeschlossenen Organisationen auf, im gleichen Sinne bei ihren Regierungen vorstellig zu werden und unter den Arbeitern eine Strömung der Unterstützung und der Solidarität mit dem spanischen Volke zu schaffen.

Der IBFG und der IBCG verpflichten sich feierlich, ihre solidarische Aktion fortzusetzen, bis in Spanien die Grundfreiheiten und vor allem die Gewerkschaftsfreiheit wieder hergestellt sind, damit die spanischen Arbeiter in der wiedergefundenen Freiheit selbst und frei die Organisationsform wählen können, die ihnen zusagt.





Spanien - Grab der Freiheit

Domingo P. hat einen guten Arbeitsplatz. Er ist gelernter Dreher und verdient in der Woche 500 Peseten, das sind rund 36 Mark. Davon kann man in Bilbao leben, wenn auch mehr schlecht als recht. Es langt für zwei Zimmer mit Kochstelle und die Lebensmittel für die Familie. Domingo hat zwei Kinder. Mehr, sagt er, kann er sich nicht leisten, aber mit dieser Einstellung ist er eine Ausnahme. Die meisten Familien in Spanien sind sehr groß, haben oft sechs oder acht Kinder, und solange der Vater so gut verdient wie Domingo, wird niemand hungern. Brot kostet etwa halbsoviel wie in Deutschland, und auch Fisch, Gemüse und Kartoffeln sind billiger. Milch und Fleisch dagegen kosten soviel wie hier. Butter ist noch teurer und für einen spanischen Arbeiter völlig unerschwinglich. An ihrer Stelle isst man Olivenöl, schon morgens zum Frühstück mit trockenem Brot, und dann in allen Mahlzeiten. Da Olivenöl das wichtigste Ausfuhrerzeugnis Spaniens ist, muß sich die Bevölkerung des Landes mit einer Mischung begnügen, die zu 50 v.H. aus anderen Pflanzenölen besteht – das reine Olivenöl wäre auch viel zu teuer.

Morgens kurz nach 7 Uhr verläßt Domingo seine Wohnung im Norden der Altstadt. Er geht zu Fuß. Seinen Traum, ein Motorrad zu besitzen, wird er nicht verwirklichen können. Alle technischen Geräte – ob Motorrad, Radio oder Eisschrank – kosten in Spanien ja nicht weniger als in den übrigen Ländern Europas, und dazu kommen dann noch die hohen Steuern auf alle importierten Waren, die beispielsweise den Preis für Benzin auf 71 Pfennig pro Liter erhöhen. Domingo geht also zu Fuß, und unterwegs trifft er einige seiner Kollegen, mit denen er von morgens 8 bis abends halb 8 zusammenarbeiten wird. Ihre Fabrik, ein modernes Unternehmen der metallverarbeitenden Industrie, ist von der spanischen Wirtschaftskrise nicht betroffen, und so kann die ganze Belegschaft weiterhin Überstunden machen. Der Grundlohn würde nicht ausreichen, um eine Familie zu versorgen, nur mit Überstunden kommt Domingo auf seinen Wochenlohn von 36 Mark, und er arbeitet dafür an 6 Tagen in der Woche, auch sonnabends, je 10½ Stunden, die Mittagspausen nicht eingerechnet. Wir trafen ihn bei der Mittagspause. Er und seine Kollegen saßen draußen in der Sonne

und wir kamen vorbei und setzten uns dazu, ebenfalls auf eine leere Azetylenflasche. Eine Kantine existiert nicht, jeder bringt sich sein Mittagsbrot, in Zeitungspapier eingewickelt, selbst mit. Es gibt in Spanien so viele Arbeitslose, daß die Unternehmer keinen Anlaß dafür sehen, ihre Betriebe durch soziale Einrichtungen attraktiver zu machen. Selbst das Stahlwerk Altos Hornos de Vizcaya in Bilbao, der größte Industriebetrieb des Landes, hat für seine 10000 Arbeiter keine Werkskantine. Die unbezahlte Mittagspause ist dort zwei Stunden lang, und wer nicht zum Essen nach Hause gehen kann, bleibt so lange auf dem Hof, in der heißesten Zeit des Tages.

Wenn die Unternehmer von sich aus nichts tun, um die Arbeitsbedingungen zu verbessern, müßten dann nicht die Syndikate eingreifen? Diese Frage haben wir nur ein einziges Mal gestellt, bevor wir nämlich wußten, daß die Syndikate nicht nur aus Vertretern der Arbeitnehmer, sondern auch aus denen der Arbeitgeber bestehen. Mit Gewerkschaften haben sie also nichts gemein. Die Gründung echter Interessenvertretungen der Arbeiter ist verboten, ebenso wie Streiks und andere Kampfmaßnahmen. Scharfe Strafen bedrohen jeden, der sich gegen das Regime auflehnt, die Arbeit niederlegt oder seine Kollegen dazu auffordert. Daß es trotzdem in den letzten Jahren immer wieder zu Streiks gekommen ist, beweist nur, wie verzweifelt die Situation für die spanische Arbeiterschaft ist. Francos Regierung hatte stets ein Patentverfahren zur Hand, mit dem sie Arbeitsniederlegungen rasch beenden konnte. Sie ließ die Streikenden einfach zum Militär dienstverpflichten. Was für Arbeiter ziviler Ungehorsam war, wurde so für Soldaten militärische Rebellion. Vor der Drohung mit standgerichtlicher Erschießung wichen die Streikenden denn auch stets zurück. Das Verfahren wurde vom Regime nicht nur gegen Arbeiter, sondern auch gegen Studenten mit Erfolg angewandt. Es beendete vor einigen Jahren die Unruhen an der Universität Madrid, die durch eine Erhöhung der Omnibustarife ausgelöst worden waren. Vor kurzem hat sich Franco nun dieses Patentverfahren noch wesentlich vereinfacht: Durch ein neues Gesetz werden Streiks und passiver Widerstand zu „Verbrechen des be-

waffneten Aufstands“ erklärt, auf die Todesstrafe oder lebenslange Haft steht.

Weder politisch noch wirtschaftlich hat der spanische Arbeiter auch nur die geringste Möglichkeit, sein Schicksal zu ändern. Ohnmächtig einem Staat ausgeliefert, der keine demokratischen Organisationen, keine Wahlen und keine Vereinigungsfreiheit zuläßt, muß er alles tun, was von ihm verlangt wird. Domingo gehört zu den Glücklichen, seine Überstunden sichern ihm ein ausreichendes Einkommen, er ist gesund und hat eine eigene Wohnung. Andere hausen in Baracken am Stadtrand, ohne Wasser, Licht oder Kanalisation. Wer seinen Arbeitsplatz verliert, hat keinen Anspruch auf Arbeitslosenversicherung oder -unterstützung. Seine einzige Zuflucht bleibt die Familie, deren Zusammenhalt – auch im weitesten Verwandtschaftskreis – meist das Schlimmste verhindert.

Wir sprachen mit vielen Arbeitern, nicht nur in Bilbao, Madrid und Barcelona, sondern auch mit den Bergleuten Asturiens, baskischen Fischern, andalusischen Landarbeitern, wir sahen ihre Not, und wir erkannten, daß nichts als der nackte Terror jene „Ordnung“ in Spanien aufrechterhält, die Franco vor 25 Jahren mit deutscher Hilfe errichten konnte. Spanien ist heute das Land mit dem niedrigsten Lebensstandard Europas. Etwa die Hälfte der erwerbstätigen Bevölkerung arbeitet in der Landwirtschaft, aber nur jeder 10. Landarbeiter ist ständig beschäftigt, während die Mehrzahl nur zu Gelegenheitsarbeiten herangezogen wird. Einige Frauen, die wir bei der Feldarbeit beobachtet hatten, nannten uns ihren Tagesverdienst: 15 bis 20 Peseten (1,10 bis 1,45 DM). Sie sind froh, überhaupt Arbeit gefunden zu haben. Eine Million arbeitsfähiger Spanier auf dem Lande bleibt auch in der Hochsaison ohne Beschäftigung. In der Zeit der relativen Wirtschaftskonjunktur, die vor zwei Jahren zu Ende ging, strömten die ausgehungerten, zerlumpten Landbewohner in solchen Mengen in die Großstädte, daß die Polizei Razzien auf den Bahnhöfen durchführte und die unerwünschten Ankömmlinge mit Sack und Pack zurückschickte. Zehntausenden gelang es jedoch, durch die Maschen hindurchzuschlüpfen. Aus Blech und Abfällen bauten sie sich Notunterkünfte, irgendwo, am Rande der Stadt oder wo gerade Platz war. Am Strand von Barcelona

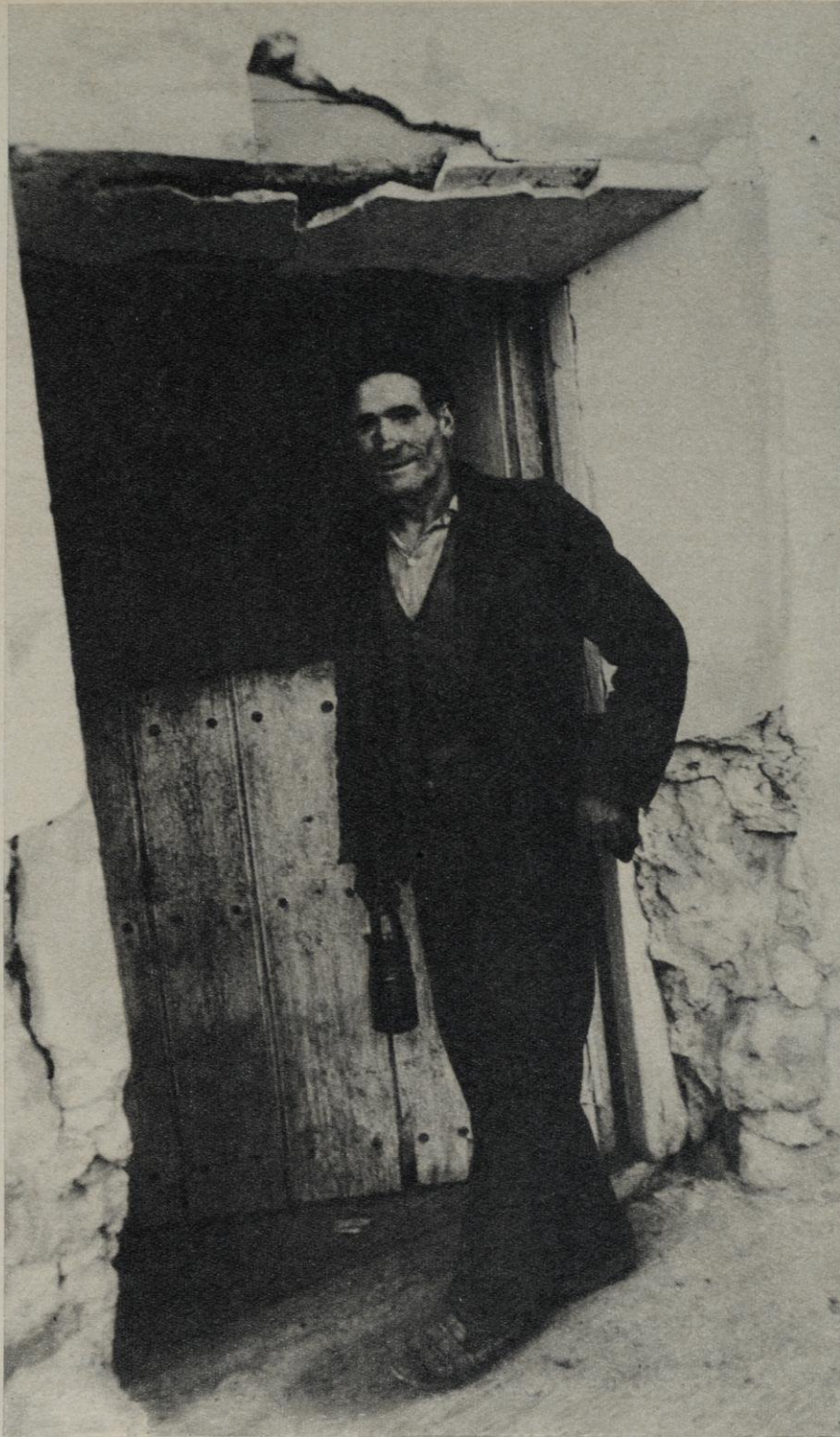
entstand eine Elendssiedlung, in der rund 120000 Menschen dahinvegetieren, zwischen den offenen Abwassergräben der Großstadt, die hier ins Meer fließen und in denen vom Hunger gezeichnete Kinder nach Eßbarem fischen.

Kurz vor Madrid, bei Alcala, sprachen wir mit Arbeitern, die für 9 Stunden im Steinbruch 40 Peseten ausgezahlt bekommen, keine drei Mark, aber doch immerhin mehr als jener Bergmann in Gargaillo, der für 7 Arbeitsstunden unter Tage und eine Stunde über Tage 2 Mark und 10 Pfennig bekommt. Die meisten seiner Kollegen sind arbeitslos, seit nur noch eine Schicht am Tage einfährt. Beim Straßenbau liegt der Tagesverdienst zwischen 35 und 60 Peseten, je nach Arbeitszeit. Ein Beamter der Guardia Civil jedoch, der für seinen „Caudillo“ Wache steht, verdient am Tag 9 Mark.

Mancher Leser, der selbst in Spanien gewesen ist, mag uns entgegenhalten, daß wir soviel Negatives über die Lebensbedingungen in Spanien zu berichten hatten und kaum etwas Gutes von einem Land, das schön ist und lebenswert. Gewiß, Madrid und Barcelona und besonders die Städte des Südens sind lohnende Ziele für eine Ferienreise. Unbeschwert und unbelästigt wird der Tourist die steinernen Zeugnisse einer großartigen Kultur bewundern können. Weiß er, daß die Polizei darüber wacht, daß das Elend ihm nicht zu nahe kommt? Es ist verboten, Ausländer anzubetteln, und wehe dem, der das wagt.

Unbeschwert und unbelästigt wird der Tourist die herrlichen Parks der Hauptstadt bewundern, die von früh bis spät künstlich bewässert werden, während in den Vorstädten selbst in Neubauten keine Wasserleitungen liegen. Er wird die Gran Via entlangschlendern, die schönste Straße des Landes. Die Cafés sind voll besetzt und die Menschen gut gekleidet, aber es sind nicht die, von denen wir gesprochen haben, keine Arbeiter. Er wird im Prado die schönsten Werke berühmter Maler sehen und den Escorial und Burgos, nicht aber das Gefängnis dieser Stadt, in dem einundzwanzig Jahre nach Ende des Bürgerkrieges noch republikanische Gefangene auf ihre Hinrichtung warten.

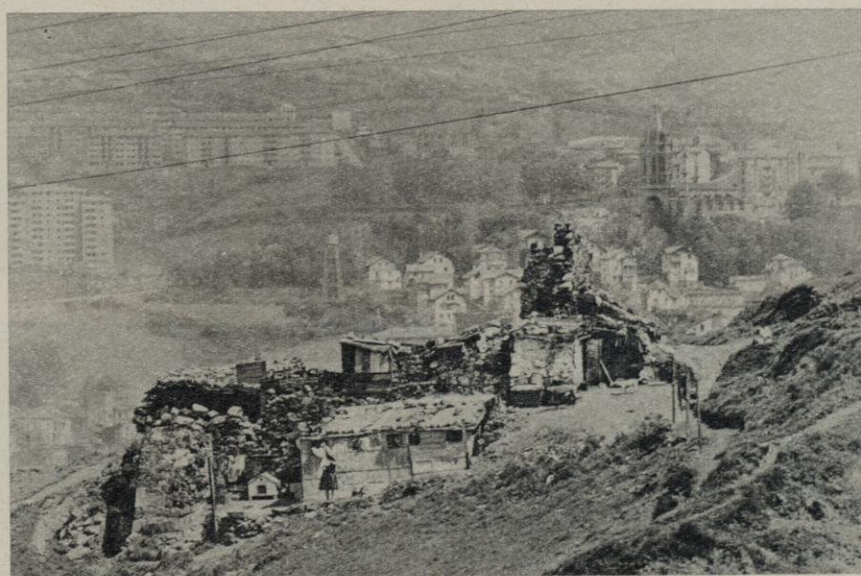
Text und Fotos: Jutta und Jürgen Corleis



Viel Steine gab's - und wenig Brot. Bettel-
junge am Strand von Barcelona.

Bergarbeiter kommt von der Schicht.

Stadtrand von Bilbao



Der gelbe Stern



Mit der Kennzeichnung fing es an...



... und endete mit dem Mord an sechs Millionen jüdischen Menschen

Als ein deutsch-bürokratisches Gehirn an die Juden mit einem besonderen Zeichen sichtbar, unübersehbar und zum Freiwild antisemitischer Unmenschen zu machen, war das schreckliche und perverse Zeichen ihres Untergangs ersonnen: der gelbe Stern. Mit folgender Verordnung wurde der Judenstern in jenem Europa eingeführt, das von deutschen Truppen besetzt war oder noch besetzt werden sollte: „Polizeiverordnung über die Kennzeichnung der Juden, vom 1. September 1941: ... § 1 (1) Juden (§ 5 der Ersten Verordnung zum Reichsbürgergesetz vom 14. November 1935 - RGBI. I S. 1333), die das sechste Lebensjahr vollendet haben, ist es verboten sich in der Öffentlichkeit ohne einen Judenstern zu zeigen. (2) Der Judenstern besteht aus einem handtellergroßen, schwarz ausgezogenen Sechsstern aus gelbem Stoff mit der schwarzen Aufschrift ‚Jude‘. Er ist sichtbar auf der linken Brustseite des Kleidungsstückes fest angenäht zu tragen.“

Pervers war dieses Zeichen, weil es sich zur Diffamierung der jüdischen Minderheit eines kultischen Symbols der jüdischen Religion bediente. Man muß sich vorstellen, ein christenfeindlicher Staat mache es unter Androhung von Strafe den Christen zur Pflicht, auf der linken Brustseite ein Kreuz mit der Aufschrift ‚Christ‘ zu tragen. Schrecklich war das Zeichen, weil die sogenannte Endlösung, die Vernichtung des Judentums, unter diesem Stern vollzogen wurde.

Gerhard Schoenberger, ein junger Mann aus Berlin, einer der beiden Autoren der ersten

repräsentativen Ausstellung über die Judenverfolgung „Die Vergangenheit mahnt“, hat nun unter dem symbolischen Titel ‚Der gelbe Stern‘ im Rütten & Loening Verlag, Hamburg, ein Bilddokument erscheinen lassen, das vollständig durch schriftliche Beweise, Zitate, Briefe und Kommentare, die Judenverfolgung in Europa zwischen 1933 und 1945 darstellt.

In einer Folge von 196 Fotos, die fast ausnahmslos von den Vollzugsbeamten, den Mördern selbst, stammen, erscheint das staatlich geplante und durchgeführte Verbrechen in einer reinen Unglaublichkeit. Gewußt haben wir es schon lange. Aber zwischen Wissen und Sehen ist ein Unterschied. Was auf diesen Fotografien zu sehen ist, aus ihnen spricht, das muß all denen ungläubig bleiben, die nicht bereit sind, das Unvorstellbare als das tatsächlich Geschehene anzuerkennen. So außerhalb des normalen Vorstellungs- und Gefühlsvermögens liegt das, was uns Schoenberger in seinem Bildband zeigt. Wer sich angesichts dieser Fotos nicht an den Kopf greift und fragt, woher wir denn heute den Mut zur oberflächlichen Fröhlichkeit des sogenannten Wirtschaftswunders, zur Selbstherrlichkeit und Überheblichkeit, zur arroganten Vergeßlichkeit nehmen, wir, unter denen diese schrecklichen Dinge geschahen, der dürfte mit einer Unempfindlichkeit oder mit einer Verbohrtheit geschlagen sein, die nichts Menschliches mehr an sich haben.

Auf den Seiten des Bildbandes sind zumeist nur die vertriebenen, zusammengepferchten, die todgeweihten Opfer mit der Verzweiflung

im Blick und der Angst im ganzen, verhungerten und oft genug entblöhten Körpern zu sehen, mit der hoffnungslosen Bitte um Gnade auf den schmalen Lippen - und die unzähligen Toten. Neben ihnen tauchen nur dann und wann die kleinen Helfershelfer auf, die erbärmlichen Zutreiber, die gezwungenen Totschläger. Man sieht sie jedoch nicht bei ihrem Handwerk. Jene Augenblicke wurden nicht fotografiert, da sie mordeten, henkten, erschlugen, zu Tode trampelten oder prügeln, erhängten oder vergasten. Die Schreie der unter ärztlichen Skalpellern Zeretzten, in Versuchsbehältern vereinten Menschen sind nicht zu hören. Die Propagandisten, Organisatoren, Befehlshaber, die Bürokraten und Verdienenden haben sich nicht fotografiert lassen. Sie bleiben unsichtbar. Das alles und vieles mehr muß unsere Phantasie hinzutun.

Mit Absicht haben die fotografierenden Henker ihre Opfer vornehmlich in Situationen auf den Film gebannt, die abstoßen. Denn die Bilder, die Schoenberger veröffentlicht, wurden nachweislich, wenn sie nicht als Erinnerungstücke an heroische Zeiten im Familienalbum der Mörder ihren Platz fanden, gemacht, um die Absurdität der Rassistheorie zu verschleiern, um zu beweisen, daß die Juden eine erbärmliche, verabscheuungswürdige, lebensunwerte Rasse seien, um die antisemitische Propaganda zu füttern, hochzupeitschen. Diese Fotos sollten den Besucher davon überzeugen, daß die abgründige Minderwertigkeit der sogenannten, überhaupt nicht existierenden, jüdisch-semitischen und die Heldenhaftigkeit der sogenannten, ebenfalls nicht existieren-

den, arischen Rasse keine Erfindungen, sondern Tatsachen seien.

Hätten die fotografierenden Verbrecher jedoch geahnt, daß selbst durch die bewußte Verzeichnung der Opfer noch die erschütternde Wahrheit der Erniedrigten und Getöteten hindurchschlägt, die nicht an eine Rasse, sondern an den einzelnen Menschen gebunden ist, daß im Gegenteil die lässig zuschauenden Totschläger mit ihrem würdelosen Gehorchen verabscheuungswürdig dastehen, wären diese Fotografien wahrscheinlich nicht entstanden.

Die Bilddokumentation von Gerhard Schoenberger ist noch aus einem anderen Grunde - notwendigerweise - unvollständig: das stille Helden- und Duldetum in Dachkammern, Kellern, Erdlöchern, das millionenfache Sterben selbst in Baracken, unter Gasduschen, auf Blöcken, an Galgen sind für jede fotografische Linse unerreichbar. Auch das muß die Phantasie des Betrachters hinzutun, dazu an- und aufgeregt allerdings durch die intensiven Schrecknisse dieses Bildbandes. Die Schrecknisse können heilsam sein, auch heute noch. Denn Gerhard Schoenberger hätte seine Dokumentation nicht veröffentlicht, wenn nicht auch er überzeugt wäre, daß diese Bilder aus der jüngsten Vergangenheit unseres Volkes in unmittelbarer Beziehung zur Gegenwart unseres Volkes stehen. Wer nicht weiß, wissen will oder verdrängt, was in unserem Lande zwischen 1933 und 1945 geschehen ist, wer sich dementsprechend verhält, ganz gleich, wo er steht, lebt und arbeitet, wer sagt: „Alles

halb so schlimm“ oder: „Die anderen waren auch nicht besser“, wer verharmlost und verkleinert, der macht sich nachträglich zum Komplizen der Verbrecher, der wird schuldig an der schleichenden und schon sehr weit gediehenen Vergiftung unseres Volkes, der kann nicht zu seinem eigenen und zum Heil des Volkes, der Gesellschaft, in der Gesellschaft tätig sein.

Gerhard Schoenberger hat in der ausgezeichneten Verbindung von Bild und Text einen Band vorgelegt, der in keiner Bibliothek, keiner Stadt und keiner Volkshochschule fehlen darf. Wo er fehlt, sollten vor allem junge Leute den leitenden Bibliothekar nach den Gründen fragen.

An ihren Gründen werdet ihr sie erkennen.

Paul Schallück

Die Judenverfolgung in Europa 1933-1945. 196 Bilddokumente. Herausgegeben von Gerhard Schoenberger. Rütten & Loening Verlag, Hamburg 1960. 224 S., Großformat, 16,80 DM.



Rund um den Zeitungskiosk - und andere Dinge

Man nahm kein Blatt vor den Mund. Da nicht, wo es um kritische Betrachtungen von Zeitschriften ging, die für junge Menschen gemacht werden. Und schon gar nicht, als von den Beziehungen der Geschlechter untereinander die Rede war. Zwei verschiedene Veranstaltungen, die viel miteinander zu tun haben. Beide Male waren junge Menschen, vom Arbeiter bis zum Oberschüler in hellen Scharen gekommen. Wenn es in Bremer Jugendheimen um scheinbar heikle Themen geht, gibt es keinen freien Stuhl mehr. Anderswo ist es nicht anders. Wo Erwachsene den Mut haben, mit „Tabus“ zu brechen, frei, offen und natürlich über Dinge zu sprechen, über die verlegen zu schweigen sich die Mehrzahl der Erwachsenen angewöhnt hat, sind die Jugendlichen zur Stelle. Nicht um der Sensation willen: ihr Bedürfnis nach Information, nach Maßstäben ist groß.

Sind das eigentlich wir, die in brillant aufgemachten Zeitschriften als die „Teenager“ und „Twens“ von heute der staunenden Menschheit vorgesetzt werden? Dies war die entscheidende Frage bei dem Thema: „Kiosk im Scheinwerfer“. Erwachsene machen diese Zeitschriften. Sie lassen die jungen Leute in einer Sprache reden, die schnodderig-aufgeklärt klingt, über alles im Bilde ist, vom Kinderkriegen spricht wie von einem Fußballspiel, die Erwachsenen abtut wie eine Ansammlung von Halbidioten und sich unerhört fortschrittlich gibt. „So sprechen wir ja gar nicht!“, stellten diejenigen fest, die es wissen müssen, weil sie zu eben dieser Teenager- und Twengeneration gehören: junge Leute zwischen 17 und 22 Jahren.

Da lächelt eine junge Schöne vom Illustriertenfoto herunter. In der Bildunterschrift behauptet sie, ein typisches junges Mädchen von heute zu sein. Sie müsse nur oft zum Zahnarzt gehen, weil sie im Bett so gern nasche. Eindeutigkeit? Zweideutigkeit? Die jungen Leute entscheiden sich für das letztere und lehnen es, ohne moralische Entrüstung, aber eindeutig ab. Wenn man die Zeitschriften heutzutage betrachte, habe man den Eindruck, bei den Frauen sei der lachende Irrsinn ausgebrochen. Dies erklärte ein Bibliothekar eingangs. Und verschiedene Jugendzeitschriften erweckten den Eindruck, alle modernen Mädchen seien Sexbomben und ihre männlichen Gefährten bestünden nur aus hirnloser Muskelherrslichkeit. „Werden da nicht Geschäfte mit jungen Menschen betrieben?“, fragte der Bibliothekar. Geschäfte auch mit dem selbstverständlichen Bedürfnis der Jugend nach sexueller Aufklärung? Ist es Aufklärung, die die Jugend zu Recht fordert, wenn eine Teenagermutter in Wort und Bild die Zeit ihrer Schwangerschaft und den Vorgang der Geburt bis in alle Einzelheiten schildert? Ist es Spiegelbild des wirklichen Lebens, wenn das unerwünschte, in Armut und Elend erwartete Kind schließlich als ein Wunder in Tüll und Spitzen gepriesen wird?

„Das stimmt ja alles nicht“, erklären die jungen Zuhörer. „Aber sie sagen noch etwas anderes: zu wenig Eltern, Erzieher und Erwachsene überhaupt sprechen offen über sogenannte ‚heiße Eisen‘, über sexuelle Fragen, biologische Zusammenhänge, über die Liebe, über Probleme, die mit der frühen körperlichen Reife junger Menschen zusammenhängen.“

Foto: Konrad Ehrlich

Deshalb vielleicht stürzen sich so viele junge Leute auf Zeitschriften, die versichern, daß sie über einfach alles sprechen. Aber werden da nicht nur pikant klingende Fragen gestellt? fragt der Bibliothekar. „Wo bleiben die Antworten, hinter denen verantwortungsbewußte Erwachsene mit ihrer Meinung stehen? Die bleiben aus, sagen die jungen Leute. Man läßt uns mit den Fragen allein.“ („aufwärts“ gehört zu den Jugendzeitschriften, die der Bibliothekar als positiv bezeichnet und seinen Zuhörern zum aufmerksamen Studium empfiehlt.)

Nicht allein mit Fragen bleiben junge Menschen bei der andern Veranstaltung, von der sich ein direkter Bogen zur ersten spannen läßt. Der Hamburger Sozialpsychologe Dr. Fromberg hält nichts von Prüderie und Scheu – aber sehr viel von Scham. Dichtgedrängt sitzen die jungen Leute, die hören, was er zum Thema „Junge Mädchen – junge Männer“ zu sagen hat. Er holt zunächst einmal nach, was – er weiß es aus hundertfacher Erfahrung – die meisten Eltern aus falschverstandener Zurückhaltung versäumt haben: Aufklärung. Das Wort Geschlechterziehung benutzt er lieber als Aufklärung: „Aber das kann ich nur ihnen, den Jungen, gegenüber. Ihre Eltern bekommen heute noch rote Köpfe.“

Fromberg spricht nicht zu Kindern, sondern zu Vätern und Müttern von morgen. Er bittet die Jugendlichen mitzuhelfen, daß ihre kleinen Geschwister – und in einigen Jahren ihre eigenen Kinder – vernünftige, knappe, wahre Antworten bekommen, wenn sie die ersten Fragen

stellen, die mit dem Werden eines Kindes seiner Geburt zusammenhängen. Was kommen die Kinder alles zu hören! Die sagt der Sozialpsychologe, reicht von: „schäm dich!“ über „Halt den Mund!“ bis „Das verstehst du noch nicht.“ „Hätten Eltern Ihnen etwas anderes gesagt, brauchte ich heute nicht vor Ihnen zu stehen.“ Dr. Fromberg erklärt den Jungen und Mädchen, daß sie heute früher körperlich reif als ihre Eltern es waren. Vier bis sechs Jahre früher. Eine wissenschaftlich bewiesene Tatsache, vor der die meisten Erwachsenen Augen nur zu gern verschließen. Die Jugend heute ist nicht schlechter als früher, aber schlechter dran, zitiert Fromberg einen Hamburger Kollegen.

Körperlich reif, geschlechtsreif – und reif für Liebe, das ist nicht ein und dasselbe. Das wird nachdrücklich gesagt. Zur Liebe, zu Aufgaben des eigenen Ichs für den anderen – und wenn Kinder da sind –, für die andere gehört Erwachsensein. Nicht warten können das sei ein dummes Schlagwort, eine Wichtertuerei vor allem der männlichen Jugendlichen. „Sie wollen ein Mädchen für Ihre sturmige Bude, fürs Verreisen im Zelt. Was sagen Sie eigentlich, wenn Ihre Schwester mit einem Jungen loszieht, auf die Bude, mit dem Zelt von einer wilden Alkoholparty zur anderen? Protestgemurmel der Jungen ist die Antwort.“ „Und Sie muten der Schwester eines anderen zu, was Sie für Ihre eigene Schwester ablehnen?“ Zwei Dinge im Leben kann man nicht ausprobieren, sagt Fromberg: den Tod und die Liebe. Beide Proben sind lebensgefährlich.

„Der Schlußlichtersatz in der zu engen, roten Hose, den Sie hinter sich auf Ihrem Motorrad als Ausstattungsstück mit sich durch die Straße jagen, das ist eine nette Biene, aber nicht die Liebe“, sagte Fromberg den Jungen. Und die Mädchen hörten, daß der Hubraum der Maschine, mit der der Angebotete losknattert, noch nichts über dessen Charakter aussagt und mit Liebe auch nicht eine Spur tun hat. Und die Mädchen vernahmten auch, daß die Jungen, wenn sie älter sind, mit der Liebe ein Mädchen zum Heiraten wählen, die noch keine „Erlebnisse“ hinter sich hat...

Und dann sagte Dr. Fromberg etwas sehr Mutiges, bei dem die anwesenden Erwachsenen erstaunt aufhorchten: „Die Jugend heute ist viel mehr zur Freundschaft untereinander fähig, als es die Generation ihrer Eltern war.“

Fragen am Schluß seien erlaubt, versichert der Referent. Sie könnten auch schriftlich gestellt werden. Berge von Fragezetteln wurden abgegeben. Mit Fragen, bei denen viele Erwachsene bestimmt rote Köpfe bekommen hätten. Dr. Fromberg beantwortete sie alle wahr, einfach, nüchtern. Es gab nicht eine Sekunde der Peinlichkeit. Die Natur hat nicht Unnatürliches, Peinliches geschaffen. Das haben nur die Menschen daraus gemacht. Und über natürliche Dinge kann und muß man natürlich sprechen. Viele junge Menschen haben das während dieser drei Stunden zum erstenmal erfahren. Und sie waren spürbar glücklich und erleichtert, zu erleben, daß es Erwachsene gibt, die sie mit ihren Fragen nicht allein lassen. Und sie baten den Mann aus Hamburg, der keinen Anstandsunterricht erteilt hat und Worte wie Moral, gut, schlecht, böse, anständig, unanständig, nicht ein einziges Mal benutzte, wieder zu ihnen zu kommen, ihnen zu helfen beim Suchen nach Maßstäben.

Lilo Weinsheimer

s Kindes
n. Was
h! Die S
von: „
id!“ bis
Hätten
sagt, d
zu steh
und l
sch reif
rechts J
lesene
nsenen
Die Jug
aber si
inen H

nd reif
elbe. D
iebe, z
en and
ie and
n könn
e Wich
endlich
sturm
sagen
mit ein
dem Z
andern
Antw
s and
ester
ann m
den T
lebe

en, rot
Motor
rch c
he, ab
Junge
ubrau
ete lo
harakt
Spur
in auc
hit Ve
en, d

ehr B
en B
ugen
tere
Elte

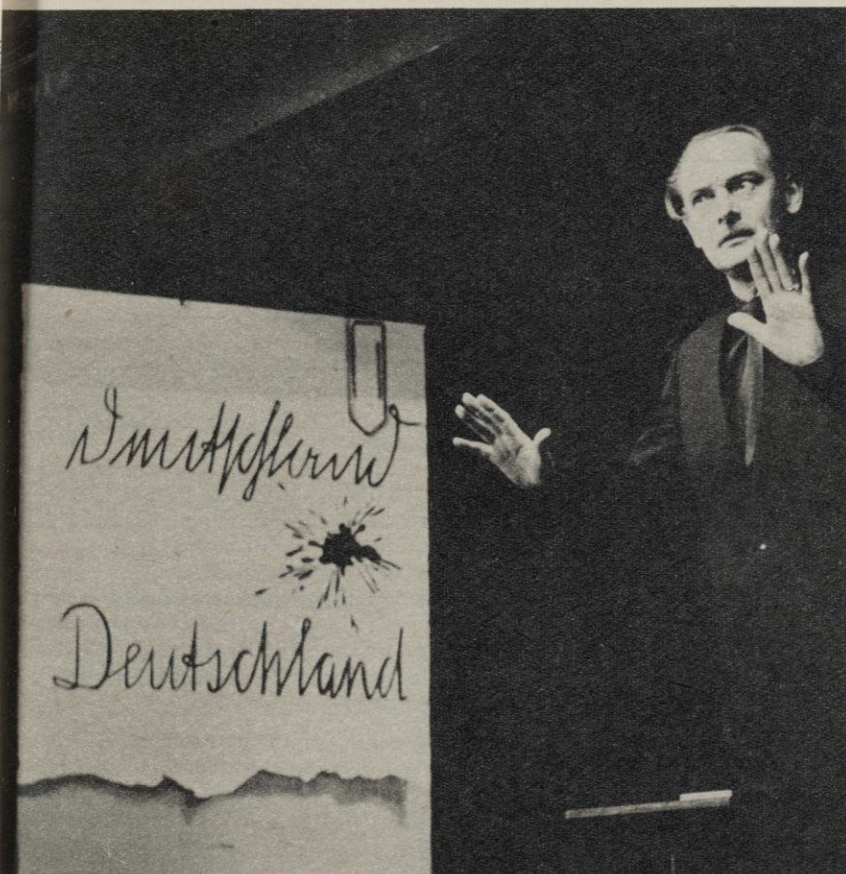
chen
ch ge
urde
le E
mme
alle
ein
icht
Da
Und
mar
cher
zum
rbar
3 es
nger
lan
icht
nzi
nen
ben



„Junge, Junge!“

Das neue Kom(m)ödchenprogramm

Fotos: Liselotte Strelow



Wer sich satirisch mit der Zeit befassen will, braucht Witz. Den haben die Kom(m)ödchenleute genugsam bewiesen. Er muß auch den scharfen Blick für die Dummheiten, Bosheiten und Schwachheiten seiner Zeitgenossen haben. Auch der darf zugestanden werden. Schließlich ist noch ein Drittes vonnöten – und das ist genau das, wodurch sich das Besondere vom Üblichen, das kultivierte Kabarett vom 08/15-Unternehmen unterscheidet: das Gespür für das, was noch nicht da ist, aber in der Luft liegt. Ohne dieses Wettergefühl für heranziehende atmosphärische Störungen, die einer ahnen muß, wenn die Barometer noch etwas ganz anderes anzeigen, wird man nie den der Stimmung angemessenen Ton treffen.

In diesem neuen Programm stimmt er haargenau zu dem umgehenden Unbehagen, den bangen Ahnungen, die nachdenklich machen. Man weiß, daß die Textmacher des Kom(m)ödchens Knüller produzieren können und daß seine Darsteller sie zu landen wissen, daß es nur so knallt. Es gibt auch diesmal ganze Serien von Treffern. Aber man schießt mit dem Schalldämpfer. Und die Höhepunkte dieses Programms liegen gerade da, wo man überhaupt nicht schießt, wo man ohne Spott und Aggression schlicht und ernst sagt: Seht einmal dahin! So geschieht das zum Beispiel, wenn Werner Vielhaber als Deutschmann, der Erzieher, erscheint. Es hätte nahegelegen, hier grob zu karikieren. Er wäre ein so geeignetes Objekt für grausamen Spott gewesen, dieser ewige deutsche Schulmeister, der im Kaiserreich Heinrich Heine als gekauften Französling verurteilt, in der Weimarer Republik ihn als Pionier der deutsch-französischen Verständigung preist, im Dritten Reich ihn als dekadenten Juden abtut und in der Bundesrepublik den zum Christentum Übergetretenen als Prototyp des Abendländers apostrophiert. So aber war dieser Deutschmann mit dem nicht mehr ganz heilen Rückgrat eine tragische Figur, einer von den Armen, die man schuldig werden läßt.

Ein anderes Beispiel dieser bitter-ernsten, nicht hinwegzulachenden Zeitkritik ist der Monolog

der bundesdeutschen Wohlständlerin über die verschwundene Romantik des Armseins. Hier zeigt Helga Kruck, wie reich an Nuancen, Unter- und Zwischentönen ihre Sprechkunst ist. Übrigens: Allen Respekt vor der klugen, geschickten und taktvollen Art, wie sie die diffizile Aufgabe, Lore Lorentz zu ersetzen, löste!

Im Politischen geben der beginnende Wahlkampf, die Entwicklungshilfe und die Konjunkturpolitik die Anlässe für Großangriffe her. Um die Publicity ihrer „Männchen“ beflissene Ehefrauen marschieren auf, wir hören und sehen der Turnstunde im Bundeshaus zu – wo der Schröder nie den „Notstand“ hinbekommt; Tünnes und Scheel demonstrieren an der Konjunkturlokomotive den Kampf zwischen Erhardt und Fritz Berg, und wenn unter dem Titel „Nächtlich am Sambesi lispeln“ ein Abgesandter aus Bonn einer schwarzen Exzellenz einen Gartenzwerg und anderes Zeug als Werbegeschenke überreicht, freuen wir uns außer über die witzige Situationskomik auch über ein paar gut sitzende Witze.

Natürlich läßt man sich so dankbare Objekte wie den Hintertreppenroman „WDR-Intendantenwahl“, die Manipulationen ums zweite Fernsehen und den Krieg zwischen Film und Fernsehen nicht entgehen. Das letztgenannte Thema wird homerisch in Hexametern abgehandelt, und wenn der trojanische Krieg schließlich mit dem Untergang der Filmleute endet, weil auch Hamlet Uwe Seiler („Rein oder nicht rein – das ist hier die Frage...“) die Rettung nicht gebracht hat, ist des Beifalls kein Ende.

Sie haben ihn verdient, die Darsteller Helga Kruck, Maria Offermanns, Walter Gotschow, Ernst Hilbich und Werner Vielhaber, und sie dürfen ihn, zusammen mit ihrem Musikanten Peter Fraß-Wolfsburg, auch für die Textmacher, für die Ausstattungseinfälle Ruodi Barths und für ihren Regisseur-Boß Kay Lorentz entgegennehmen. Es gelingt ihnen immer wieder, das mit dem Wochenschau-Kakau.

Cato

Wir zahlen jeden Preis für die Freiheit

Br

Die Rede des neuen US-Präsidenten Kennedy bei seiner Amtseinführung

Eine amerikanische Familie

„Mitbürger – wir feiern heute nicht den Sieg einer Partei, sondern ein Fest der Freiheit, ein Fest, das sowohl ein Ende wie auch einen Anfang symbolisiert, eine Erneuerung sowohl als auch einen Wechsel. Ich habe vor Ihnen und dem allmächtigen Gott den gleichen feierlichen Eid geschworen, den unsere Vorväter vor fast 175 Jahren vorgeschrieben haben.

Die Welt ist heute sehr verschieden von der damaligen, denn die Menschheit hält in ihren sterblichen Händen sowohl die Macht, alle Formen der menschlichen Armut zu beseitigen, als auch alle Arten menschlichen Lebens auszulöschen. Dennoch sind die gleichen revolutionären Überzeugungen, für die unsere Vorväter kämpften, noch immer in der Welt umstritten – der Glaube, daß die Menschenrechte nicht aus der Großmut des Staates, sondern aus der Hand Gottes kommen.

Wir können es heute nicht wagen, zu vergessen, daß wir die Erben dieser ersten Revolution sind. Möge das Wort jetzt von diesem Platze aus hinausgehen zu Freund und Feind: daß die Fackel einer neuen Generation von Amerikanern übergeben worden ist – in diesem Jahrhundert geboren, vom Krieg geformt, durch einen kalten und bitteren Frieden erzogen, stolz auf unser altes Erbe und nicht bereit, der allmächtigen Abschaffung der Menschenrechte tatenlos zuzusehen oder sie zu erlauben, der Rechte, denen diese Nation immer verpflichtet war und denen wir auch heute verpflichtet sind.

Jede Nation, ob sie uns gut oder böse gesinnt ist, soll es wissen, daß wir jeden Preis bezahlen, jede Mühe, Last und Härte auf uns nehmen, jeden Freund unterstützen und jeden Feind bekämpfen werden, um die Fortdauer und den Erfolg der Freiheit zu sichern. Dies versprechen wir – und noch mehr.

Den alten Verbündeten, deren kulturelle und geistige Grundlage wir teilen, versprechen wir die Loyalität treuer Freunde. Vereint gibt es wenig, was wir nicht tun können in der Vielzahl neuer gemeinsamer Anstrengungen. Wenn wir geteilt sind, gibt es wenig, was wir tun können, denn wir dürfen es nicht wagen, einer machtvollen Herausforderung uneins und getrennt zu begegnen.

Denjenigen neuen Staaten, die wir jetzt in den Reihen der Freien (Völker) begrüßen, geben wir unsere Zusicherung, daß nicht einfach eine Form der kolonialen Kontrolle beendet sein soll, nur um durch eine noch ungleich härtere Tyrannei ersetzt zu werden. Wir werden nicht immer erwarten können, daß sie alle unsere Ansichten unterstützen. Aber wir werden immer hoffen, daß sie ihre eigene Freiheit mit Macht hochhalten – und daß sie daran denken, daß in der Vergangenheit diejenigen, die dummerweise glaubten, durch einen Ritt auf dem Rücken des Tigers Macht zu finden, unausweichlich im Magen des Tigers endeten.

Den Völkern in den Hütten und Dörfern der halben Welt, die die Ketten der Massenarmut abstreifen wollen, versprechen wir, solange wie notwendig zu helfen, damit sie sich selbst helfen können. Wir tun das nicht, weil die Kommunisten es tun, und nicht, weil wir ihre Stimmen gewinnen wollen. Wir tun es, weil es Rechtens ist. Wenn eine freie Gesellschaft den vielen nicht helfen kann, die arm sind, dann



wird sie niemals die wenigen retten können, die reich sind.

Den Schwesterrepubliken südlich unserer Landesgrenzen geben wir ein besonderes Versprechen: Unsere guten Worte in gute Taten umzuwandeln, um freien Menschen und freien Regierungen dabei zu helfen, die Ketten der Armut abzuwerfen. Diese friedliche Revolution der Hoffnung darf aber keine Beute feindlicher Mächte werden. Alle unsere Nachbarn sollen wissen, daß wir uns mit ihnen in der Abwehr von Aggression und Subversion überall in Amerika vereinigen werden. Und jede andere Macht soll wissen, daß diese Hemisphäre fest entschlossen ist, Herr im eigenen Haus zu bleiben.

Der Weltversammlung souveräner Staaten, den Vereinten Nationen, unserer letzten, besten Hoffnung in einer Zeit, in der die Werkzeuge des Krieges die des Friedens bei weitem übertroffen haben, sichern

wir neuerlich unsere Unterstützung zu um zu verhindern, daß sie nur noch ein Forum für Schmäreden wird, um ihr Schild für die Neuen und Schwachen zu stärken und das Anwendungsgebiet ihrer Charta zu vergrößern.

Schließlich haben wir für diejenigen Nationen, die unsere Gegner sind, kein Versprechen, sondern eine Forderung: daß beide Seiten die Bemühungen um dauerhaften Frieden erneut beginnen, bevor die von der Wissenschaft frei gemachten dunklen Mächte der Vernichtung die gesamte Menschheit in beabsichtigte oder zufällige Selbstzerstörung stürzen.

Wir dürfen sie (die Gegner) nicht durch Schwäche in Versuchung führen. Denn nur wenn wir der Wirksamkeit unserer Waffen völlig sicher sind, können wir ganz sicher sein, daß sie niemals angewendet werden.

er and
d mäc
Befri
irtiger
er Ge
odern
armier
eitung
ch be
chere
rn, da
ensch
eshalb
iders
eit kei
ufrich
arf. La
eln, ab
ngen
unden
att au
e uns
sten
schläg
er Rü
acht,
bsolu
erfen
eide
/unde
chrec
amme
rober
bscha
ucher
örder
en, a
gebot
aster
rück
Ind v
brück
bschu
ann
ten
Gleich
neue
die S
jesic
gewä
All d
Tage
den e
zeit d
n un
meter
n Ih
als in
schla
-and
gerat
nale
ung
folgt
Jetzt
Nein F
eben k
sprechen, sondern eine Forderung: daß
daher
Frieden erneut beginnen, bevor die von der
dunkle
Kran
dies
Allia
Süd
Leb
leisch
In d
nur

Brückenkopf der Zusammenarbeit

Eine russische Familie

andererseits können auch zwei große mächtige Gruppen von Nationen keine Befriedigung darin finden, den gegenläufigen Kurs fortzusetzen – beide Seiten werden durch die Kosten moderner Waffen, beide Seiten mit Recht durch die ständige Weiterentwicklung des tödlichen Atoms und dennoch beide im Wettlauf darum, dieses ungleiche Gleichgewicht des Terrors zu ändern, das die Hand des letzten Krieges der Menschheit aufhält.

Deshalb laßt uns erneut beginnen und gegenseitig daran denken, daß Anständigkeit kein Zeichen der Schwäche ist und Aufrichtigkeit immer des Beweises bedarf. Laßt uns niemals aus Furcht verhandeln, aber laßt uns niemals vor Verhandlungen fürchten. Beide Seiten sollten erfinden, welche Probleme uns einen Anstoß auf den Problemen herumzureiten, die uns trennen. Beide Seiten sollten zum ersten Male ernsthafte und präzise Vorschläge über die Inspektion und Kontrolle der Rüstung ausarbeiten und die absolute Macht, andere Nationen zu zerstören, der absoluten Kontrolle aller Nationen unterwerfen.

Beide Seiten sollten sich vereinen, die Wunder der Wissenschaft und nicht ihre Schrecken zu beschwören. Laßt uns zusammen die Sterne erkunden, die Wüsten erobern, die Krankheiten und Seuchen beschaffen, die Tiefen des Ozeans untersuchen und die Künste und den Handel fördern. Beide Seiten sollten sich vereinen, auf daß in allen Teilen der Erde das Gebot Jesaja befolgt werde, die schweren Lasten fortzunehmen und die Unterdrückten zu befreien.

Und wenn es uns gelingen sollte, einen Brückenkopf der Zusammenarbeit in den Dschungel des Mißtrauens vorzutreiben, dann sollten beide Seiten sich zur nächsten Aufgabe vereinen: nicht ein neues Gleichgewicht der Kräfte, sondern eine neue Welt des Rechts zu schaffen, in der die Starken gerecht und die Schwachen gesichert sind und der Frieden auf immer gewährleistet ist.

All das wird nicht in den ersten hundert Tagen abgeschlossen sein. Auch nicht in den ersten tausend Tagen, in der Amtszeit dieser Regierung oder sogar vielleicht in unserem ganzen Leben auf diesem Planeten. Aber laßt uns anfangen damit. — In Ihren Händen, meine Mitbürger, mehr als in den meinen, liegen Erfolg oder Fehlschlag unseres Weges. Seitdem dieses Land gegründet wurde, ist noch jede Generation aufgerufen worden, ihre nationale Loyalität zu beweisen. Die Gräber junger Amerikaner, die diesem Aufruf gefolgt sind, liegen überall auf der Erde.

Jetzt erreicht uns diese Fanfare – nicht als ein Ruf zu den Waffen, obgleich wir Waffen benötigen, sondern als ein Aufruf, die Last eines langen Kampfes im Zwielflicht daherein und jahraus auf uns zu nehmen, ein Kampf gegen die gemeinsamen Feinde der Menschheit: Tyrannei, Armut, Krankheit und Krieg. Können wir gegen diese Feinde eine großartige und globale Allianz zusammenschweißen, Nord und Süd, Ost und West, die ein fruchtbareres Leben für die ganze Menschheit gewährleistet? Wollen Sie sich an dieser historischen Aufgabe beteiligen?

In der langen Geschichte der Welt ist es nur wenigen Generationen vergönnt ge-



wesen, die Freiheit in der Stunde ihrer größten Gefahr zu verteidigen. Ich schreke vor dieser Verantwortung nicht zurück – ich begrüße sie. Ich glaube nicht, daß irgend jemand von uns seinen Platz mit anderen Völkern oder anderen Generationen tauschen möchte. Die Energie, der Glaube und die Hingabe, die wir für unser Bemühen mitbringen, wird unser Land und alle, die ihm dienen, erleuchten – und der Schein dieses Feuers kann auch die Welt erleuchten.

Und deshalb, Mitamerikaner: fragt nicht, was euer Land für euch tut – fragt, was ihr für euer Land tun könnt. Und ihr, Mitbürger dieser Welt: fragt nicht, was Amerika für euch tun wird, fragt, was wir zusammen für die Freiheit des Menschengeschlechtes tun können.

Schließlich noch dies: ob Bürger dieses Landes oder der übrigen Welt, verlangt von uns dieselben hohen Maßstäbe der

Stärke und des Opferwillens, die wir von euch verlangen. Mit einem guten Gewissen als unserem einzigen Lohn und der Geschichte als letztem Richter unserer Taten laßt uns also anfangen, das Land zu führen, das wir lieben, Gottes Segen und seine Hilfe erbitten, aber auch daran denken, daß hier auf der Erde Gottes Werk unser eigenes sein muß.“

Fotos: Nina Leen aus „The Family of Man“ und J. Pedrazzini aus „So lebt man heute in Rußland“, Blüchert-Verlag, Hamburg.

Mein Freund Ranghipar

Von Horst Hachmann

Illustration: Siegfried Reiche

Über Nacht war er in die Stadt gekommen. Ich sah ihn zum erstenmal, als er versuchte, mit dem Pförtner des Frankfurter Großbetriebes, der ihn engagiert hatte, ins Gespräch zu kommen. Er trug einen schwarzen Anzug, ein weißes Hemd und eine rote Krawatte. Irgendwie wollten seine hellgrauen Schuhe nicht so recht zu dieser Aufmachung passen. Er redete erst mit Worten und dann mit Händen auf den braven Zerberus am Betriebseingang ein. Doch weder das Gehalt noch der Anstellungsvertrag setzen bei einem Betriebspförtner englische Sprachkenntnisse voraus. So kam es, daß die beiden aneinander vorbeiredeten. Ich hatte dieser ebenso unverständlichen wie lautstarken Diskussion eine Weile zugehört, dann wurde mir die Absicht des jungen Besuchers klar. Ich sprang hinzu, und er machte eine linkische Verbeugung. „Mein Name ist Ranghipar“, sagte er, „ich soll ab heute als Volontär hier arbeiten. Punkt neun Uhr soll ich mich beim Personalchef melden.“

Wir gingen zusammen zum Personalchef, denn ich wußte, daß dieser auch nicht englisch sprechen konnte. Nach einer halben Stunde wurden wir mit einem Personalfragebogen entlassen. Ranghipar betrachtete das Stück Papier wie eine Offenbarung aus einer anderen Welt. Mir schien, als sei ihm eine Definition der Relativitätstheorie geläufiger als die Fragestellung auf diesem in unserem Staate so unvermeidlichen Papier.

Und während wir Frage um Frage gemeinsam beantworteten, zeichnete sich klar die Entwicklung Ranghipars vor mir ab:

Name: Ranghipar Supun
Geburtsort: Accra;
Geburtsdatum: 1938;
Nationalität: African;
Schulbildung: Sechs Jahre Missionsschule, vier Jahre College in England;
Beruf: Student

Gemeinsam schafften wir die Einstellungsformalitäten. Ranghipar streckte mir mit breitem Lachen seine Hand hin. „Thank you very much, friend...“ Ich bewunderte Ranghipars wundervolles Gebiß.

Seit dieser Stunde sind wir Freunde.

Irgendwo mußte mein Freund wohnen. Da ich ihn schlecht mit einem Wörterbuch und einer deutschen Grammatik auf diesen beschwerlichen Gang schicken konnte, beschloß ich, das Unternehmen „Wohnungssuche“ für ihn zu starten. Mit seinen neuen Kollegen, die es riesig interessant fanden, einen richtigen Neger neben sich in der Abteilung zu wissen, hatte er schnell guten Kontakt. Ranghipar quittierte die Anteilnahme, die man ihm überall entgegenbrachte, mit der rührenden Feststellung: „Ihr Deutschen seid alle furchtbar nette Burschen...“

Um ihm seine gute Meinung zu erhalten, habe ich ihm nie etwas von meinen Erlebnissen erzählt, die ich auf der Wohnungssuche hatte. Es war selbstverständlich, daß er die ersten Tage während seines Frankfurter Aufenthaltes bei mir schlafen konnte. Meine Frau hatte ihm die Couch im Wohnzimmer bezogen. Für zwei Tage, so dachten wir, denn wir waren so optimistisch, zu glauben, eine Junggesellenbude müsse sich innerhalb dieser Zeit finden lassen. Doch Ranghipar wohnte genau vierzehn Tage bei uns.

Am ersten Tag hatte ich mir eine Zeitung zur Hand genommen, und alle in Frage kommenden Angebote angestrichen. Es waren vierzehn. Einfache Zimmer waren darunter und solche mit Küchenbenutzung und eigenem Bad. Ranghipars Wohnungsbudget durfte 80 Mark im Monat nicht überschreiten. Wer Frankfurt kennt, weiß, was man für eine solche Summe zu erwarten hat. Das dritte Zimmer, das ich besichtigte, sagte mir zu. Wohnungs-



inhaberin war eine Witwe, schätzungsweise 45 Jahre alt und Mutter zweier Söhne von 18 und 22 Jahren, die gleichfalls im Hause wohnten. Das Zimmer war einfach, doch sauber und adrett. Die Kommode mochte in den zwanzig Jahren ihrer Existenz zwar schon manches traute Familienidyll erlebt haben, aber dafür war das Bett gut gepolstert und mußte erst kürzlich angeschafft worden sein. Ein Ölgemälde vom Binger Mäuseturm und eine Orientteppichimitation sowie ein kleiner Tisch und zwei Korbsessel komplettierten das bescheidene Interieur. „Den Morgenkaffee können Sie mit uns oder auch auf ihrem Zimmer trinken. Ganz wie Sie wollen. Ich rechne Ihnen dafür nur eine Mark fünfzig.“ Die Frau gefiel mir, der Preis war anständig, ich sagte zu. Die Vermieterin hatte auch keine Einwände, als ich ihr klar-

machte, daß ich dieses Zimmer nicht für mich, sondern für einen Freund mieten wollte. „Wenn er nett ist, dann ist er mir willkommen.“ Doch das Lächeln der Witwe erstarrte zur eisigen Maske, als ich ihr gestand, daß mein Freund ein Neger sei. Sie hätte ja ganz und gar nichts gegen Neger, sagte sie, aber mit ihnen unter einem Dach wohnen, nein, das wolle sie dann doch nicht.

Am nächsten Tag kletterte ich in den dritten Stock zu einem Angestelltenehepaar, das das Zimmer der Tochter, die gerade geheiratet hatte, zum Vermieten anbot. Die recht mollige Dame des Hauses flößte Vertrauen ein. Sie wirkte so richtig gemütlich. Das Zimmer, das sie mir zeigte, hatte sogar einen Radioapparat. „Dafür brauchen Sie keinen Pfennig mehr zu

zahlen.“ Doch als ich der Dame erklärte, ihr neuer Mieter eine etwas dunklere Haut habe als wir, da machte sie ein Gesicht, sollte sie das Ungeheuer von Loch Ness bergen. Das müsse ihr Mann entschlossen sagen, sagte die mollige Frau. Sie werde mich nächsten Tag anrufen. Sie hielt sogar Am Telefon erklärte sie mir dann, ihr hätte das Zimmer bereits an einen anderen Herrn vermietet...

Mein nächster Gang führte mich in einen Frankfurter Vorort. „Großes Zimmer in modernem Neubau“ hatte in der Zeitung gestanden. Die Wirtin war schon älter, alleinstehend und bereits einen Untermieter. Und sie war großzügig: „Wenn Sie mal 'ne Dame mitnehmen, habe ich auch nichts dagegen.“ Gegen eines hatte sie etwas, gegen einen Neger in ihrem Haus.

Dreizehn Tage lang habe ich Zimmer besichtigt, moderne und antike, mit und ohne Nebenbenutzung, große und kleine, billige und teure. Dreizehn Tage lang wurde mir ein freundliches Gesicht oder unverhohlener Rangsamneigung erklärt, daß Neger in diesem Hause erwünscht seien. Und die Leute, die das nicht wollten, waren die gleichen, die an Stammtischgesprächen über die Negerkrawalle in den Vereinigten Staaten schimpften, die sich dafür einsetzten, daß Farbige keine Menschen zweiter Klasse seien. Menschen, die mit Aufmerksamkeit und Interesse die Entwicklung in Afrika verfolgen? In die im Büro und in der Straßenbahn? Was es die Worte über die Gleichberechtigung dieser jungen Staaten verlieren, bekommen plötzlich eine Gänsehaut, wenn man ihnen zumute, einer Leinem Angehörigen dieses erwachten Afrikaner Klades Tisch zu teilen. Der Schwarze ist ihnen aus der Entfernung sympathisch. Aber sobald er in ihre unmittelbare Nähe rückt, kommen sie ihnen vor wie ein menschenfressendes Ungeheuer. Dann flüchten sie zu banalen Ausreden: Sie waren unsere

Worte wie „was sollen die Nachbarn sagen, die sich oder „wir werden ja zum Gespött der Leute“ oder „guck“, die hat einen Neger“ waren konfliktlos diesem Wohnungssuch-Unternehmen häufig. Man hatte stets einen dritten parat, auf den man die Verantwortung für die Absage abwälzen konnte. Einmal waren es die Nachbarn, dann der Mann oder der Freund oder auch die Kinder. Keiner hatte den Mut zu dem Bekenntnis, daß er die Neger nicht mag.

Am vierzehnten Tag zog Ranghipar bei uns aus. Er hatte wieder seinen schwarzen Anzug an und das weiße Hemd, nur die Schuhe hatte er nach einem diskreten Hinweis meiner Frau gewechselt. Ein junges Künstlerhepaar hatte dem Mann aus Ghana in seiner geräumigen Wohnung ein Asyl geboten, ein modern eingerichtetes Zimmer mit fließendem Wasser, Radio und Telefonanschluß. Das Telefon macht Ranghipar den meisten Spaß. Jeden Abend ruft er mich an und erzählt mir von seinen Fortschritten in der deutschen Sprache von seinen Erlebnissen am Arbeitsplatz und seinen Begegnungen mit netten Menschen. Ranghipar ist zufrieden in der Bundesrepublik. Daß man ihn überall bewundert, schmeichelt ihm. Und jedes Lob, das man ihm schenkt, quittiert er beglückt mit der Geste eines verheirateten Filmstars. Es macht ihn zufrieden, daß er Mittelpunkt ist, wo er sich sehen läßt.

Noch elf Monate wird Ranghipar in unserem Land bleiben. Er wird mit offenen Augen durch die Welt gehen, denn er weiß, daß er hier viel lernen kann. Wenn er erst einmal in seine Heimat zurückkehrt, wird man viel von ihm erwarten. Doch das wird noch eine Weile dauern. Seine nächste Etappe ist die Universität in England. Aber wo er hinkommt, dessen bin ich sicher, wird er von den aufgeschlossenen Menschen in der Bundesrepublik erzählt. Deshalb bin ich froh darüber, daß ihm die Wohnungssuche erspart geblieben ist...



Playboys mit Hochschulreife

Student im deutschen Film ist ein überaus fröhlicher Kerl

Eine fein ersonnene Misere konnte ihn jeweils aus der schlimmsten Misere erlösen. Nicht Stipendium und Honnefer Modell retten ihn, nein, ein Mädchen ist's. Nicht irgendeine, sondern eine junge Dame aus ebenso gutem wie vermögendem Hause (um nicht zu sagen Schlosse), deren Vater zufällig dem Gewerbe nachgeht, das der Student gerade erlernt.

„Das haut hin“, hieß denn auch ein Film, in dem Peter Alexander einen Zoologiestudenten spielt. „Um ihn sieht's trübe aus“, meint die Verleihankündigung. „Wegen versäumter Studienpflichten exmatrikuliert, von der Tante zur uninteressanten Heirat gedrängt und in einen wüsten Kampf mit eifersüchtigem Vater um die Dame seines Herzens verwickelt. Aber mit strahlendem Charme, bezaubernder Musikbegabung und einem supermutigen Löwendressurakt mit Rock'n-Roll-Einlage kommt es dann wirklich zum rundherum glücklichen Ende.“

Hier zeigt sich Erstaunliches: Echte Filmstudenten sind heutzutage musikalisch. Das offenbart sich weniger im markigen Absingen von „Gaudeamus igitur“, als in der kunstvollen Bedienung lautstarker Jazzinstrumente. Peter Kraus etwa gehört in „Alle lieben Peter“ zu einer Jazzband, die durch den Asta (Allgemeiner Studentenausschuß) das Engagement für eine Abendgesellschaft erhält und sich behertzt die Sympathie der Tochter des hochherrschaftlichen Hauses erspielt.

Der neue Film „Liebe verboten – Heiraten erlaubt“ macht nun mit einem studentischen Problem besonderer Delikatesse vertraut: Ein Studentenehepaar ist zu sehen, das es zwar noch nicht zu einem Examen, dafür aber zu einem gesunden Knaben gebracht hat – worüber der Film sich vor lauter Freude gar nicht beruhigen kann.

Den eindrucksvollsten Typ eines deutschen Filmstudenten aber durfte bisher Horst Frank an der Seite des „Mädchens Rosemarie“ verkörpern. Selbstlos folgte er Rosemarie mit frommen Schriften sowie Baskenmütze, um noch zu retten, was nun allerdings nicht mehr zu retten war. Die Rolle des spintisierenden Weltverbesserers war einem Studenten zudiktiert worden: Unerfahrene Weltfremdheit, so meinten die Autoren, schien bei ihm noch am glaubwürdigsten.

P. S.: Übrigens gibt es auch echte Studenten im deutschen Film. Sie treten als Statisten auf, als feldgraue Kompanien, bärtige Seefahrer, als Barbesucher und Volksgewimmel. Sie sind völlig echt, daran besteht kein Zweifel, aber man erkennt sie nicht.

Klaus Bresser

Illustration: Siegfried Reiche

Außer den überlebenden Opfern wußten es auch noch ein paar andere:

Die Tötungsmaschinerie des Lagers Auschwitz wurde während der letzten Kriegsjahre keineswegs von einem anonymen Elektronengehirn, sondern höchst altmodisch von einem Lagerkommandanten manipuliert.

Name und Karriere dieses Mannes waren ebenfalls nicht unbekannt:

Karl Richard Baer, zunächst Mitglied der Wachmannschaft in Dachau, später Adjutant des KZ-Kommandanten in Neuengamme, seit 1942 persönlicher Adjutant von SS-Obergruppenführer Pohl, dem sämtliche Konzentrationslager unterstanden, und schließlich, in den Jahren 44 und 45, letzter Lagerkommandant von Auschwitz.

Leider war besagter Herr Baer nirgends in der Bundesrepublik polizeilich gemeldet, was fünfzehn Jahre nach Kriegsende schließlich dazu führte, daß ihn die Frankfurter Staatsanwaltschaft auf die Fahndungsliste setzte.

Bald darauf hatten sie ihn. Gut getarnt als Holzfäller arbeitete er in Norddeutschland, bewohnte dort seit vielen Jahren einen Holzbungalow auf dem Grundstück seines Schwiegervaters und traf sich im trauten Heim alle naselang mit seiner Frau.

Als ihm die Polizisten Handschellen anlegten, fand er dieses Vorgehen nicht nur übertrieben, sondern auch höchst ungehörig. „Ich war Offizier“, sagte der Ex-Herrenmensch, „bitte behandeln Sie mich entsprechend.“

Man mag sich darüber wundern oder nicht: In Herrn Baers Hirn spukt also noch immer die von Kaiserreich und Hitlerstaat gepredigte Auffassung, daß der Offizier nicht nur etwas Besseres sei, sondern auch über eine besonders hochqualitative Ehre verfüge, über eine Ehre in de-Luxe-Ausführung sozusagen, im Gegensatz zur Standardehre des gemeinen Mannes. Die Polizisten, die ihn verhafteten, huldigten jedoch einer zeitnäheren Auffassung, der in unserer Verfassung niedergelegten Rechtsauffassung nämlich, daß vor dem Gesetz alle Menschen gleich sind. Das bewog sie, den Mann, der den bestialischen Tod von schät-

zungsweise einer halben Million Menschen auf dem Gewissen hat, dieselben Handschellen anzulegen, die sie für jeden anderen Mörder bereithalten.

Herr Baer konnte das nicht verstehen. Er mußte sich zwar damit abfinden, aber billigen konnte er solche Gleichstellung mit jedem beliebigen Mörder nicht. Für ihn gibt es da grundlegende Unterschiede. Der ungediente Strolch, der eine alte Frau überfallen hat, um in den Besitz ihres schmalen Portemonnais zu gelangen, mag bei seiner Festnahme Handschellen tragen. Er, der ehemalige KZ-Kommandant, der jagen ging, während die Kadaver seiner Opfer in den Verbrennungsöfen zerfielen, hat Anrecht auf eine ehrenvolle Festnahme, denn ihm steht seiner Meinung nach Rücksichtnahme auf den Stand zu, den er zur Zeit seiner Taten angehörte, auf den Stand mit der de-Luxe-Ehre, die nur angetastet worden wäre, wenn er im Kasino silberne Löffel gestohlen hätte. Das hat er jedoch nicht getan. Er hat lediglich eine runde halbe Million Menschen umbringen lassen. Seine SS-Offizierschleife ist somit noch intakt. Festnahme durch Offiziere in Uniform, Hausarrest auf Ehrenwort, so etwa wäre es wohl richtig und standesgemäß gewesen.

Es gibt „Weiß“, behaupten die Werbestrategen unserer Waschmittelfirmen; es gibt aber auch noch ein weißeres Weiß als das gewöhnliche Weiß, nämlich unser Weiß, das XY-Weiß!

Es gibt eine gewöhnliche Ehre, behauptet Herr Baer (und wie er denken sicher noch ein paar andere!), es gibt aber noch eine ehrenhaftere Ehre als die gewöhnliche Ehre, und das ist unsere Ehre, die Standesehre!

Hält man ein XY-weißes Hemd gegen frisch gefallenen Schnee, dem sicher kein Mensch bestreiten wird, daß er weiß ist, dann merkt man rasch den Schwindel: das XY-weiße Hemd ist künstlich aufgehellt und schimmert rötlich oder blau.

Und die Standesehre? Gegen welchen Hintergrund soll man sie halten? Gegen die Taten des Mannes, der sich auf sie beruft. Im Falle Baer ist das blutige Rot nicht zu übersehen.

Gerd Angermann

Praktische Nutzenanwendung

In Zittau, Bautzen und Umgebung ist es keine reine Freude mehr, Lehrer zu sein. Glaubwürdigen Berichten zufolge sind dort in letzter Zeit Dinge passiert, die das bisher übliche Risiko dieses Berufsstands erheblich vergrößert haben. Hier wurde ein Lehrer auf seinem Abendspaziergang vor den Gemarkungen der Stadt vor maskierten Gestalten überfallen und verprügelt; dort explodierte höchst geheimnisvoll ein Stoß Aufsatzhefte wie weiland Lehrer Lempels Tabakspfeife; an dritter Stelle wiederum wurde der Wartburgwagen eines Schulmanns aufgebrochen, mit trockenem Stroh gefüllt und in Brand gesteckt.

Immer waren es, wie gesagt, die Männer der Bildung und Erziehung, denen die Anschläge galten. Die Vermutung, daß die Täter kapitalistische Agenten seien, mag für manchen linientreuen Parteimitglied nahegelegen haben, sientemalen der Röntgenblick dieser Leute derart verfeinert ist, daß sie durchschauen mögen was sie wollen, immer und überall stoßen sie auf kapitalistische Agenten, subversive Elemente, Ratten aus dem westlichen Lager, die gierig an den Pfeilern ihres roten Eigenheims nagen.

Aber als man die ersten gefaßt hatte, mußte diese Theorie rasch fallengelassen werden. Die Täter waren weder Westler noch Agenten, sondern Mitglieder illegaler Schülerklubs. Rowdys, Halunken, Westentaschengangster, die auch keineswegs den Sturz der herrschenden Gesellschaftsordnung im Auge hatten, wenn sie ihre Lehrer überfielen oder anderweitig drangsalierten, sondern lediglich ihre privaten Rachegefühle befriedigen wollten, die diese durch mißgünstige Beurteilung ihrer schulischen Leistungen in ihnen geweckt hatten.

Übrigens ist es falsch, so zu tun, als gehörten diese Vorfälle samt und sonders der Vergangenheit an. Mitnichten. Die einen oder anderen hat man beim Schlafittchen gekriegt und sicher entsprechend bestraft. Die bisher nicht geschnappt wurden, lassen sich dadurch jedoch keineswegs entmutigen.

Fragt man sich: Woher haben sie nur die verfeinerten Methoden der Sabotage, diese deutschen Jungunholde Ausgabe Ost? Wäre das Ganze bei uns passiert, wüßte man's: natürlich aus schlechten Filmen und aus Groschenheften. Aber diese Quellen sind drüben ja verstopft.

Dafür haben sie jenseits der Zonengrenze etwas anderes, etwas worauf unsere Jugendgerichtsanwälter verzichten müssen: reguläre Kurse, die jedem aufgeschlossenen Jungen offenstehen und in denen man haarklein lernt, wie man's macht; staatlich finanzierte Lehrgänge, die zehnmal besser sind als die ganze fade Groschenliteratur, von unseren Filmen überhaupt zu schweigen: Unterricht zur Erlernung von „Kampfmethoden gegen Agenten“. Da haben sie's gelernt, und es scheint, als wären die, die in Zittau, Bautzen und Umgebung ihren Lehrern das Leben sauer machen, in diesen Kursen erfolgreicher gewesen als in der regulären Schule.

Bei solch bedenklichen Erfolgen läge es eigentlich nahe, die einschlägigen Lehrgänge einzustellen. Man hat jedoch nicht gehört, daß solches in der Zone in Erwägung gezogen worden wäre. Auf einer Lehrerkonferenz in Bautzen wurde lediglich gefordert, den Lehrern zur Verteidigung gegen ihre Schüler Schußwaffen zu geben.

Gerd Angermann



Schnellzugstempo auf Brettern

In Minutenabstand huscht dort oben in schwindelnder Höhe ein Skiläufer nach dem anderen an Latschenbeständen vorbei, entzieht sich gleich wieder unseren Blicken, erscheint plötzlich auf einer offenen Querschleife, nimmt in steilem Gefälle die beiden letzten Tore, dann mit federnden Knien – Hocke und blitzschnelles Aufrichten – noch einen Gegenhang, und hindurch geht's unterm Zielband!

Das geschieht viel rascher, als man es schildern kann. Beifall rauscht auf, Helfer nehmen die Startnummer ab und reichen einen Becher heißen Zitronengetränks. Dann kommt die Ansage des Zeitnehmers: 2 Minuten 21,5 Sekunden, das ist bisherige Bestzeit! Wer wird sie noch unterbieten? Grenzenlos ist der Jubel, besonders bei den Kameraden aus der engeren Heimat dieses Läufers.

So geht das fast zweieinhalb Stunden ununterbrochen, falls nicht der eine oder die andere irgendwo oben durch Sturz schon das Rennen aufgegeben hat. Sieg oder zumindest eine hervorragende Zeit! Manche erwischt es noch am tückischen Gegenhang wenige Meter vor dem Ziel. Dann springen die Freunde herbei, helfen, wenn nötig, rasch von der Piste und gleichen die „Wanne“ aus, ehe sie dem nachfolgenden Konkurrenten zum Verhängnis werden könnte.

Man sieht es dem munteren Skivolk im farbigen Dreß heute nicht an, daß es sonst auf Bahnhöfen, in Büros und Werkstätten der Österreichischen oder Deutschen Bundesbahn seiner Arbeit nachgeht. Jungeisenbahner, rund 140 Jungen und Mädchen aus beiden Ländern, trafen sich zu ihrem 8. Internationalen Ski-Abfahrtslauf in St. Anton am Arlberg, Höhepunkt des winterlichen Freizeitprogramms der Gewerkschaft der Eisenbahner Deutschlands. Gastgeber und Veranstalter des nun schon traditionellen Rennens – ein Riesentorlauf über einen Höhenunterschied von rund 500 Metern –

sind diesmal in der wechselnden Reihenfolge die Kollegen der Gewerkschaft der Eisenbahner Österreichs.

Hoch ging's auch her bei der Begrüßungsfeier auf dem Gampen, wo man abends mit dem Sessellift hinaufgefahren war. Eine flotte Kapelle spielte heiße Rhythmen und Ländler. Die bunte Reihe. Thema Nr. 1 war natürlich der Verlauf des Vorrennens und die Aussichten für den morgigen Tag, wenn sich die 15 Besten in drei Klassen – Junioren sowie Jugendklassen II und I – im Endlauf messen werden. Für die Mädels war die Entscheidung schon gefallen: die Anforderungen eines Riesentorlaufes ein zweites Mal über die gleiche schwere Streckenlänge über ihre Kräfte gegangen und hätte dem sportlichen Wert der Veranstaltung kaum genützt.

Im Sprachengewirr der Tiroler, Kärntner, Bayern usw. gingen freilich die Laute der wenigen Flachländer, die sich dieser zünftigen Atmosphäre mit Vergnügen anpaßten, restlos unter. Es waren ja zum Teil schon alte Freundschaften, die hier mit Hallo und gutmütigem Flachland wie mit Glückwünschen für gutes Abschneiden gefeiert wurden. Neue Freunde fanden sich, und Pläne für das Wiedersehen beim nächsten Rennen wurden geschmiedet.

Die Ehrengäste, Vorstandsmitglieder und Jugendfunktionäre der beiden Gewerkschaften, zahlreiche Personalräte aus Wien, Villach und Innsbruck wie auch der Präsident der Österreichischen Bundesbahndirektion Innsbruck, trugen das Ihre zur festlichen Stimmung bei. In ihren kurzen Ansprachen würdigten sie die sportliche Betätigung als gesunden Ausgleich für die beruflichen Anforderungen.

Franz Eichinger, 2. Vorsitzender der GdED, dankte den österreichischen Kollegen für ihre herzliche Gastfreundschaft und lud die Jugend jetzt schon ein zum 9. Internationalen Ski-Abfahrtslauf fürs kommende Jahr in Hamersbach bei Garmisch.

Grö



Schußfahrt



Tempo - Tempo - Tempo

Ist das nicht elegant?



Fotos: Rosemarie Oed

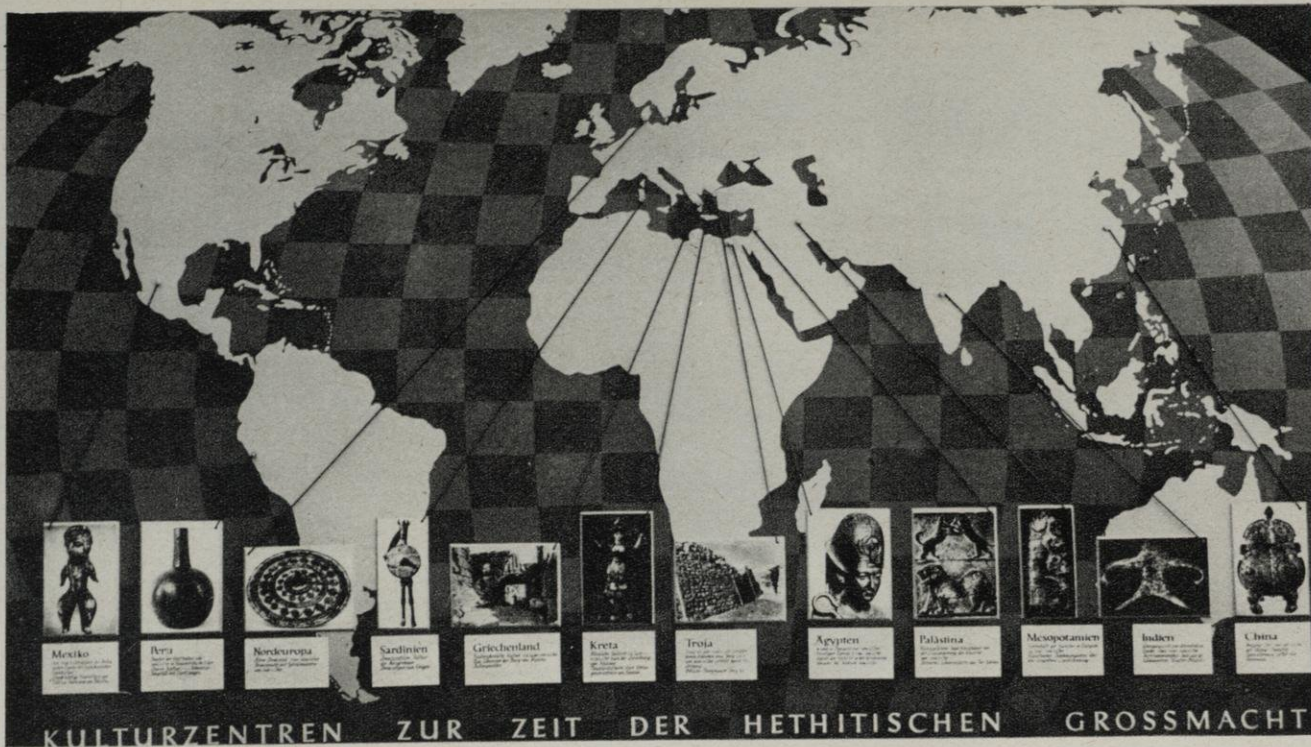


Da liege ich nun ... Wer holt mich ab?



Als Preis ein Buch





Kunst und Kultur der Hethiter

Steinrelief eines Ehepaares aus Maşwena, 8. Jahrhundert vor Chr.

Wer sind die Hethiter? Wer weiß etwas über sie? Man zuckt die Achseln. Vielleicht erinnert sich der eine oder der andere, daß Esau, der Sohn Isaaks, eine Hethiterin zur Frau genommen hat. Das steht im Buch Mose des Alten Testaments. Viel mehr aber auch nicht. Die alten Ägypter, Perser, Etrusker sind bekannter als die Hethiter. Die Altertumswissenschaftler begannen erst Anfang unseres Jahrhunderts, sich mit diesem indogermanischen Volk zu beschäftigen, begannen mit den Ausgrabungen in der ehemaligen Hauptstadt des hethitischen Reiches, Hattusa, dem heutigen Bogasköy der Türkischen Republik. 20000 beschriftete Tontafeln wurden inzwischen hier geborgen neben vielen keramischen Gefäßen, Plastiken, Waffen und Bauresten. Ein Schweizer Gelehrter und ein Tscheche gingen an die Entzifferung der Keilschrift heran, und nach der Beendigung des ersten Weltkrieges gesellten sich auch deutsche Orientalisten in großem Maße hinzu. Man entzifferte aufgeschriebene Gesetze, Verträge, Briefe, man konnte die religiösen Texte übersetzen, die Beschwörungsrituale, Gebete, Hymnen, Orakelbefragungen und Kultbeschreibungen, und man machte sich allmählich ein Bild vom Wesen dieses Volkes, von dessen Kultur und Kunst. Manches blieb natürlich noch unbekannt, aber es wurde in diesen wenigen Jahrzehnten doch soviel erforscht, daß wir heute eine anschauliche Vorstellung von diesem Volk und Reich besitzen, das etwa ab 19. Jahrhundert vor Chr. in Kleinasien nachweisbar ist. Dies älteste indogermanische Kulturvolk, das im 14. und 13. Jahrhundert vor Chr. mit Ägypten und Babylonien zu den bedeutendsten Großmächten gezählt wird, hebt sich von den benachbarten orientalischen Völkern in Sprache und Kleidung, äußeren Merkmalen und Gebräuchen wesentlich ab. Nun, es wird nicht mehr lange dauern, da werden die Hethiter bei uns zum festen Begriff geworden sein. Ähnlich ging es mit den Etruskern, den Inkas, den Azteken dank der Ausstellungen, die in den letzten Jahren in westeuropäischen Städten veranstaltet wurden. „Kunst und Kultur der Hethiter“ ist eine neue Veranstaltung in dieser Reihe. Sie wird von Köln (bis 19. März 1961) nach Berlin und Darmstadt und später nach Zürich und Den Haag wandern. Im Kölner Wallraf-Richartz-Museum machte ich die Beobachtung, daß die meisten Besucher ohne Katalog von Ausstellungsstück zu Ausstellungsstück gingen. Erst als sie die Schau verließen, kauften sie sich einen Katalog an der

Kasse. Ist ein derartiger Ausstellungsbesuch verfehlt? Keineswegs. Vor dem Grabmal eines Ehepaares treffe ich einen bekannten Maler. Er will sich die Werke zunächst vom rein künstlerischen Standpunkt ansehen und ist entzückt von der Klarheit und ruhigen Ausdruckskraft dieser dargestellten Figuren, über diesen einfachen nahezu „modernen Stil“, obwohl er eigentlich vor fast 3000 Jahren „modern“ war. Zu Hause lese ich Einzelheiten darüber nach. Dies Grabmal gehört dem aramäisierend-hethitischen Stil an, der im übrigen auf die griechische Grabmalkunst der archaischen Zeit eingewirkt haben mag. Ich zitiere weiter: „Unendlich viel verdanken die Griechen den Hethitern, aber das ihnen nur von den Rändern des anatolischen Hochlandes aus zuströmt, haben sie schnell vergessen, wer eigentlich

Fotos: Udo Hoffmann

ihre Lehrmeister waren...“ Also ein Grund, warum im Laufe der Jahrhunderte seit dem Untergang der hethitischen Großmacht und der späteren Kleinstaaten fast nichts überliefert worden ist. Und speziell zu diesen beiden Grabfiguren: „... Die Weintraube, die der Mann in seiner rechten Hand hält, deutet auf seinen Beruf hin. Er mag ein reicher Weinhändler gewesen sein. Seine Frau hält in der linken Hand, wie jede vornehme hethitische Dame, einen Spiegel. An ihrem Kleid ist eine phrygische Fibel – die große Erfindung jener Zeit – zu bemerken. Das Mäntelchen, dessen Endzipfel in den Gürtel gesteckt ist, erinnert an die Tracht der ionischen Plastiken des 6. Jahrhunderts...“ Wir nehmen die Erläuterung dankbar an. Wir stellen aber auch fest, daß die Art der Darstellung dieses nach dem Tode so rührend

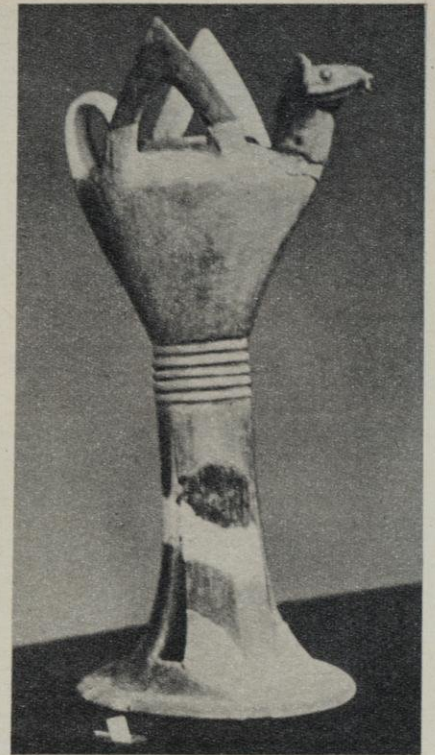
verbundenen Ehepaares uns beeindruckt, auch wenn wir bar jeden archäologischen Wissens sind. In der Abteilung der Gefäße, Ton, Bronze und Gold spreche ich mit etwa 18jährigen Mädchen. Es ist begeistert von der Goldkanne, der Goldtasse mit dem Goldschatz, der heute ein 4000 Jahre alter, und vom kugeligen Zerkessel aus dem Archäologischen Museum zu Ankara und von den zahlreichen schönen Krügen, Schalen und Schüsseln – von der großen Amphora aus dem 1. Jahrhundert vor Chr. bis zur geometrischen bemalten Henkelkanne der phrygischen Zeit. Eine gute Figur in einer Goßberu-ramikladen unserer Tage. Die Daten erfahren wir von den Ausstellungsetiketten oder in der Beschreibung nach, aber auch dies „Wissen“ erleben wir von den Originalen die künstlerische Gestaltungskraft der Handwerker von ehemals und erkennen, daß es hier um ein Kulturvolk ersten Ranges geht. Vor einem Steinrelief mit Hieroglyphen wiederum ein Schüler in Begeisterung. Ni etwa, weil er diese Bilderschrift (die Hethiter besaßen außerdem eine Keilschrift) entziffert und lesen kann, sondern wegen der Schönheit dieser Arbeit. Und dann ein weißhaariger Besucher: er noch vor wenigen Jahren an einer Hochschule, jetzt, da er die Pensionsgrenze überschritten hat, widmet er sich seinen Liebhabereien. Professor sagt mir, daß dies Gebiet für ihn ganz und gar fremd gewesen sei und daß nun anfangen wolle, sich auch mit der Kunst und dem Leben der Hethiter zu befassen. Ab die künstlerische Sprache verstehe er trotzdem, natürlich nicht immer die inhaltliche Bedeutung oder die Symbolik. Er weist auf ein Spendegefäß in Gestalt eines stehenden Leinwandens, auf dessen Rücken sich die Eingangsöffnung befindet, während die Nasenlöcher der Ausguß darstellen, und er kommt auf Trinkflaschen in Italien und in den Balkanländern zu sprechen, die auch heute in Benutzung sind. Die Tierform wich allerdings der strakten Form. Auf einem Relief entdeckte wir den kurzärmeligen Rock der Indogermanen, der bis zur Mitte der Oberschenkel reicht und dessen breiter, mit Bändern geschlossener Gürtel das Schwert birgt. Auch die sportliche Betätigung in jener frühgeschichtlichen Zeit wird uns durch die gefundenen Bildwerke übermittelt: Rennfahrt, Wettlauf, Fechten und Bogenschießen. Auf einem anderen Relief

Hethitischer Goldschatz der frühen Bronzezeit



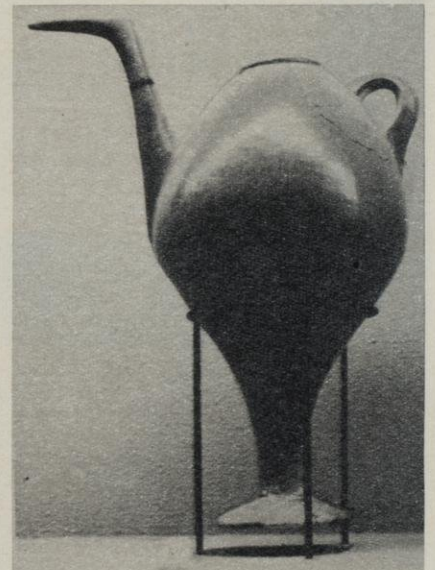


us Mäwenjagd. 8. Jahrhundert vor Chr.



Ständerförmiges Gefäß. 19. Jahrhundert vor Chr.

Inschrift aus späthethitischer Zeit. Hieroglyphentext einer Bauinschrift



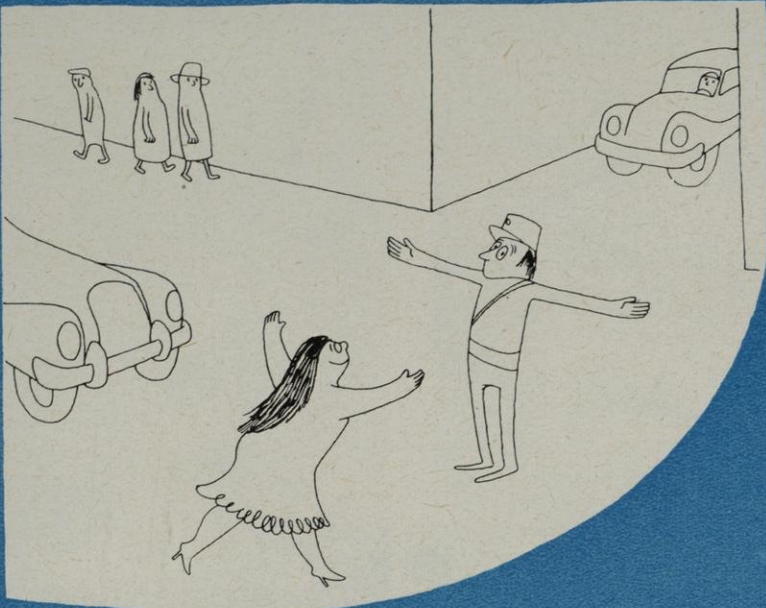
Schnabelkanne. 18. Jahrhundert vor Chr.

Henkelkanne. 7. Jahrhundert vor Chr.



eeindr...
 chen...
 Gefäße...
 mit ei...
 begeben...
 her Zeit...
 ein Amer...
 iger B...
 Muse...
 nen fo...
 esseln...
 s dem...
 uropa...
 ometri...
 chen 2...
 ner G...
 einem...
 erfah...
 der le...
 uch o...
 Origin...
 er Ha...
 B es s...
 s geh...
 en de...
 g. Ni...
 Heth...
 entz...
 Scho...
 er leh...
 schu...
 schritt...
 ien. D...
 für...
 dab...
 r Kur...
 n. Ab...
 r tro...
 che B...
 auf...
 den L...
 guß...
 her d...
 auf...
 kanlä...
 utzu...
 ler a...
 deck...
 mane...
 ht u...
 essen...
 rtlich...
 n Ze...
 lwerf...
 en un...
 ef le

Da die Hethiter vornehmlich in Anatolien, also im heute türkischen Kleinasien lebten, wurde die Schirmherrschaft über die deutsche Ausstellung der Hethiter, die vom Deutschen Kunstrat und dem Rautenstrauch-Joest-Museum zu Köln organisiert wurde, u. a. vom türkischen Staats- und Ministerpräsidenten, General Cemal Gürsel, übernommen. Von einer Fortsetzung der hethitischen Geschichte durch die Türken kann man allerdings nicht sprechen. Die letzten späthethitischen Kleinstaaten verfielen im 8. Jahrhundert vor Chr., und erst rund 2000 Jahre nachher schuf Osman (1288-1326), der Führer des aus Asien eingewanderten Turkstammes, jenen „osmanischen“ Staat, der die Grundlage für das türkische Reich bot. Gibt es daher keine hethitisch-türkische Kontinuität, so haben türkische Wissenschaftler – nicht zuletzt auch deutsche Archäologen, daher die erste derartige Veranstaltung in Deutschland! –, unterstützt durch staatliche Institutionen, das Verdienst, das Leben und die Kultur dieses Volkes im Alten Orient der Welt bekannt gemacht zu haben. Ein neuer Mosaikstein zur Kenntnis und Verständigung der Völker!



von CANZLER
*Auf der Strasse
 gesehen -*

